

extra

19. April 1995

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität 7. Jahrgang

AUFGEFORDERT

Un



Bürokratie

Editorial

Dies ist das erste Ergebnis eines neuen Projektes von UnAUFGEFORDERT.

Wir wollen, so lautet die Idee, einmal pro Semester Studenten Raum geben, ihre Forschungsergebnisse - seien es die einer Gruppe, eines Seminars oder einer einzelnen Person - einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen. Denn zum eigenen Publizieren haben Studenten an den Universitäten kaum Möglichkeiten, ihre Belegarbeiten verschwinden in den Regalen der Professoren, Untersuchungsergebnisse bei Projekten in der Naturwissenschaft werden oft nur zum Selbstzweck gesammelt, ein oder zwei Jahre später werden sie einfach weggeschmissen.

Um dieses Forschen ins Schwarze - das Fundament eines jeden Elfenbeinturms - zu verhindern, wollen wir unsere Technik, unsere Erfahrungen und - gemeinsam mit dem Studentenparlament - das notwendige Geld bereitstellen, um einmal im Semester der Öffentlichkeit kundzutun, was Studenten an der Humboldt-Universität an Forschung leisten. Es muß nicht immer ein Thema sein, vorstellbar ist auch ein Digest mit kurzen Berichten über Forschungsergebnisse und Berichten über laufende Projekten an der Humboldt-Universität. Wir sind in der Auswahl an Themen sehr offen und neugierig auf alles, was kommt.

Gedient wird mit diesem Heft beiden Seiten: der Öffentlichkeit, der ein Einblick in die Vielfalt dessen gewährt wird, was Studenten schon während ihres Studiums an wissenschaftlicher Arbeit leisten, und den Autoren selbst, die sich - vielleicht erstmals - einer größeren Öffentlichkeit vorstellen und sich im Verfassen von Texten üben können - eine Tätigkeit, die in vielen Bereichen zum alltäglichen Brot eines Wissenschaftlers gehört.

Den Anfang macht ein Seminar des Instituts für Europäische Ethnologie mit dem Thema „Ethnologie der Bürokratie“. Forschungsgegenstand war die Humboldt-Universität, deren Bürokratie in den letzten Jahren viel Aufsehen erregte - vor allen Ding enmit dem, was sie nicht zu leisten vermochte.

Grund genug für 16 Studenten, mit dem berühmten „ethnologischen Blick“ durch die Verwaltungsräume der Universität zu streifen, Verwaltungsmitarbeiter zu interviewen und einfach einen neuen Blick auf scheinbar Vertrautes zu wagen. Das Ergebnis, mit viel Ironie und Lust am Thema niedergeschrieben, bringt neue Erkenntnisse über ein Thema, auf welches wir alle so gerne und sehr schnell schimpfen...

Die zweite Ausgabe von UnAUFGEFORDERT - Extra erscheint im Wintersemester 1995/96, das Thema ist noch offen. Interessenten - auch Professoren, die die Ergebnisse eines ihrer Seminare vorstellen möchten - melden sich einfach bei uns.

Eure Redaktion UnAUFGEFORDERT

Impressum

UnAUFGEFORDERT - Extra

Die Studentenzeitung der Humboldt-Uni. Erstmals erschienen am 17. November 1989.

Redaktion: ein Seminar des Instituts für Europäische Ethnologie unter Leitung von Prof. Wolfgang Kaschuba

Verantwortlich für diese Ausgabe: Jens Schley (V.i.S.d.P.)

Kontakt: Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Hauptgebäude Raum 3022, Tel.: 2093 2288, Fax: 2093 2770

Satz: Roody **Schlußredaktion:** Eva v. Schirach, Matthias Kehl

Titel: Schwarzburger **Comic:** Lisa Bachmann und Cordula Knieß

Fotos: Archiv, die Autoren, Fisahn

Druck: Contrast, Tempelhofer Damm 210, 12099 Berlin, gedruckt auf Recycling-Papier

Nachdruck, auch auszugsweise, ist ausdrücklich erwünscht. Wir bitten aber um Quellenangabe und Belegexemplar.

UnAUFGEFORDERT-Extra erscheint einmal im Semester.

Inhaltsverzeichnis

Eine kleine Ethnologie der Humboldt-Bürokratie.....	3
Projekt: Rauminstallation....	4
"Sie wünschen bitte...".....	6
Logo - Logik - Labyrinth.....	9
Der bürokratische Raum. Zwei Lesarten: Von Möbeln und Menschen..	11
Es war einmal	12
Der Tod eines Professors oder: nichtzutreffendes streichen..	14
Wie kommt das Geld zum Geist?.....	16
Comic.....	17
Außer sich. Frauen zu Furien - Männer zu Mäusen.....	24
"Alle waren ratlos, jeder hat jeden gefragt ..."	26
Das Akademische Auslandsamt (AA) in der Wahrnehmung seiner Klientel.....	28
Gnade, Gunst und Dankbarkeit.....	30
„Die Studentenschaft verwaltet sich selbst“ - aber anders!.....	31
Vom Opfer zum Täter - wenn Studenten beginnen, sich selbst zu verwalten.....	33

Eine kleine Ethnologie der Humboldt-Bürokratie

Mag sein, daß es keine sehr glückliche Idee war, sich im Rahmen eines Seminars unter dem Titel „Der administrative Blick“ mit der eigenen Universitätsverwaltung zu beschäftigen - oder jedenfalls laut darüber zu reden bzw. darüber zu schreiben. Denn spätestens seit Max Webers Gedanken zum Zusammenhang von Bürokratie und Herrschaft wissen wir, daß Verwaltungen zwar gerne die anderen kontrollieren, daß sie selber jedoch höchst ungern unter die Lupe genommen werden wollen. Was nun, wenn auch unsere Verwaltung „ibren“ Weber gelesen hat und also beschließt, ihn dadurch zu bestätigen, daß sie einem allzu neugierigen Institut einige zusätzliche Verwaltungskörner ins stotternde Getriebe schüttet?

Nun - die Idee war dennoch da, und die Sorge wurde beiseite geschoben, weil sich das Vorhaben schließlich auch durchaus fachlich-seriös begründen ließ. Etwa folgendermaßen: Einst galt die Ethnologie als die „Wissenschaft vom Fremden“, von fernen Kulturen und Völkern. Heute untersucht sie als Europäische Ethnologie vor allem auch „das Eigene“ bzw. hat bemerkt, daß uns gerade auch das vermeintlich Nahe und Selbstverständliche oft „fremd“ genug ist. Insofern ist Karl Valentins klassische Erkenntnis „fremd ist der Fremde nur in der Fremde“ mindestens um die Ecke zu denken.

Und um diese Ecke gedacht, erstreckt sich das Feld unserer Alltagswelt: die HUB. Dort sind wir nicht Besucher, die sich erst mühsam in eine unbekannte Welt hineinfinden müssen, vielmehr sind wir selber Mitwirkende, Akteure, „Insider“, denen die Regeln bekannt sind. Bekannt aber eben nur als „Alltagsmenschen“, denen das Gewohnte selbstverständlich ist. So bietet der Wechsel in die Rolle der Ethnologin und des Ethnologen die Chance, auf dieses uns allzu Vertraute einmal einen kritischen Blick zu werfen.

Zugleich gibt es in diesem vertrauten Umfeld HUB jedoch einen Bereich, der den meisten von uns trotz aller Nähe seltsam fremd, ja bedrohlich erscheint: jenes Reich der Formulare, Meldetermine, Studienakten, die Welt der Schreibtische und die Erfahrung des Verwaltewerdens. Hier konnte sie also

sein, jene „nahe Fremde“, die wir uns einmal etwas näher betrachten wollten.

Aus diesen Betrachtungen und Beobachtungen sind nun die folgenden Bilder und Texte entstanden. Keine umfassende Studie, die etwa repräsentativen Anspruch erheben wollte, sondern nur Schlaglichter, die diese Sze-

„Das Anschauungsmaterial zu der Arbeit ist in Berlin zusammengetragen worden, weil Berlin zum Unterschied von allen anderen deutschen Städten und Landschaften der Ort ist, an dem sich die Lage der Angestellten-schaft am extremsten darstellt. Nur von ihren Extremen her kann die Wirklichkeit erschlossen werden (...) Zitate, Gespräche und Beobachtungen an Ort und Stelle bilden den Grundstock der Arbeit. Sie wollen nicht als Exempel irgendeiner Theorie, sondern als exemplarische Fälle der Wirklichkeit gelten.“

Siegfried Kracauer (1929)

nerie des Verwaltens und Verwaltewerdens punktuell zu erhellen versuchen. Allerdings hoffentlich treffende Schlaglichter, die charakteristische Erfahrungen im studentischen Umgang mit universitärer Bürokratie in ihren Lichtkegel rücken.

Dabei dürfen die folgenden Texte weder als Versuch einer „Evaluation“ noch als billige Verwaltungsschelte mißverstanden werden. Wenngleich zugegeben werden muß, daß die Perspektive der Studierenden gegenüber der Uni-Verwal-

tung sicherlich ebenso „naturwüchsig“ skeptisch und distanziert ist, wie die der Angestellten der HUB-Verwaltung gegenüber ihrem zuständigen Finanzamt: Es gibt da immer ein Gefühl grundsätzlicher Unbehaglichkeit und Unsicherheit, bei einem versäumten Termin oder einem fehlenden Formular ertappt zu werden.

Andererseits haben die Teilnehmer des Seminars bei ihren Forschungen in der HUB-Innenwelt auch zugegelernt, daß ihren neugierigen Fragen und Fotoapparaten keineswegs nur das erwartete behördliche Mißtrauen entgegengebracht wurde, sondern daß es auch erstaunlich viel gelassene, amüsierte und hilfsbereite Reaktionen gab. Erkenntnisgewinn: Auch hinter den Verwaltungsschreibtischen sitzen eben nicht nur „typische Bürokraten“, sondern sehr unterschiedliche „Menschen“.

Insofern sollen unsere Impressionen aus dieser „Welt der Schreibtische“ auch eher als Stichworte verstanden werden für einen Dialog, in

den die HUB in dieser schwierigen Neuorientierungsphase gewiß noch intensiver eintreten muß und in dem immer wieder das Thema auf der Tagesordnung steht: Wie gehen wir miteinander um? Die Antwort der auf ihre diesbezüglichen Verwaltungserfahrungen hin befragten Studierenden lautet gegenwärtig doch überwiegend: Hoffentlich noch verständnisvoller, noch weniger „fremd“ als bisher!

Wolfgang Kaschuba

Projekt: Rauminstallation

What do you want?

Zoo-TV Video '93

Click on: Eingangshalle

Guidetrack

Die Eilenden

In Gedanken ist man immer schon am Ziel. Die Orientierung an der Tätigkeit, an Absichten erweist sich als so stark, daß die autoritäre Gestaltung kein Publikum mehr findet. Es ist unwichtig, ob dieser Raum hundert Jahre, eine Woche oder zehn Minuten alt ist. Der Blickwinkel der Eilenden ist ahistorisch, die Halle wird ohne Bezug auf ihre vermeintliche Herkunft und Geschichte genutzt. Wie selbstverständlich lebt man in der Matrix der Prozesse, einzig die Touristen gehen in die Falle der Oberfläche und schenken der Ausstattung Aufmerksamkeit. Zugangsberechtigt auf dieser Ebene der Funktionalität sind Studenten, Dozenten und, als spezieller Fall, die Handwerker. Die erstaunliche Menge der Letzteren schafft sich ihren Raum selbst: Sie öffnet das große Eingangsportal nach Belieben, hakt dessen Flügeltüren fest, schleppt etwas hindurch und verschwindet. Die Tür bleibt offen.

Die Wartenden

Auf der repräsentativen Freitreppe hocken Leute, mitunter eine ganze Weile, und warten. Wer einmal Zugangsberechtigung zum speziellen Zustand des Transitraums erlangt hat, der genießt eben bestimmte Rechte oder Freiheiten. Ausnahmslos offene Körperhaltungen, einige blicken mit entspannter Aufmerksamkeit in den Raum und brauchen dazu nicht einmal das schützende Geländer im Rücken. Geistige wie räumliche Distanz vermitteln Sicherheit. Hier gibt es Möglichkeiten und Bequemlichkeiten. Demnach sind auch die Wartezeiten, die angegeben werden, meist wesentlich länger als der tatsächliche Verbleib. Wirklich auf dem Weg sind die, die hier warten können und Zeit gewinnen. Sie sind die Professionals der Raumzeit, denn diese Zeit in der Halle ist von hohem Wert. Alle Personen und Zustände passieren hier. Auch der Wartende hat teil am Prozeß, an der Entwicklung der Superstruktur der Universität. Ihm erscheint die Zeit gut genutzt.

Der Raum

Alles in der Halle wirkt provisorisch. Es wird der Eindruck erweckt, als wäre mit jedem neuen Zeitalter nicht nur eine neue Schicht der Verkleidung aufgetragen, sondern auch eine Umdeutung versucht worden. Besonders die Installation der Feuerbach-These am Treppenaufgang und der neben dem Eingang eingerichtete „Kiosk“ sind einer Nichtdechiffrierbarkeit der Oberfläche dienlich. Auch sind Schilder und Markierungen klientspezifisch gehalten und beziehen sich nur auf Funktionen. Rein topographische Hinweise sucht man vergebens. Das aktuelle Gesicht der Halle ist ein gelungenes Palimpsest, wie ein immer wieder neu beschriebenes Blatt. In den Ecken, die ihrer imposanten Funktion, ungenutzter gebauter Raum zu sein, überzeugend beraubt sind, sammeln sich die Sedimente dieser „permanenten Umgestaltung“: Halbe Sitzecken, zerbrochene Stühle, ungebrauchte Stapel von Broschüren. So wird das Imperiale der Flügeltüren und Marmorsäulen, deren pseudonostalgisches Flair von überall herumstehenden formlosen Infowänden, Wegweisern und der unbeachteten Ausstellung zu einer völligen Anonymität konterkariert steht. Dem gegenüber das Verhalten der Menschen, das Vorbeieilen, die

Perfect Setting:
In diesem Raum wird nicht geschubst

authorised personal only

Reduzierte Streßfaktoren

Irritainment1

goto: Rückmeldung

Kollektivität ohne Fest,
Einsamkeit ohne Isolierung

**Der Passant ist die
Verlaufsform des
Individuums
=> simul - flow
Der Weg ist das Ziel
Irritainment2**

simul - flow2

selbstverständliche Ignoranz gegenüber den anderen. Da von jedem Punkt aus alles einsehbar ist, kann der benötigte Informationsfluß nonverbal stattfinden. Das stumme Betrachten weist hierbei eine ausreichende Datendichte auf, um einen möglichen Kontakt zu vermeiden.

Links neben dem Haupteingang, für den Hereinkommenden: eine Vitrine, deren Inhalt so langweilig gehalten ist, daß sich niemand daran erinnern muß. Dahinter befindet sich eine Loge. Steht man davor, wird sich zur Theke hinabgebogen. Diese kann mit einer Milchglasscheibe von oben verschlossen werden. Hier werden beständig Schlüssel abgegeben oder ausgehändigt, Formulare ausgefüllt. Die Deutung der angewinkelten Hüften der Frauen bleibt dabei unklar.

Wie im Konzept angelegt (siehe Anlage a), weist dieser Raum keine Eigenschaften auf. Sogar die Zuschreibung „Aufenthaltsbereich“ wird hier erfolgreich umgangen. Der Bau tritt in den Hintergrund, die Oberfläche ist nur mehr Tarnung für die Matrix einer absolut funktionalen Orientierung. Das *mental mapping* erfolgt nach den Tätigkeiten und Funktionen, nicht länger nach den Bildern und Orten. Eine objektive Zeit ist nicht mehr vorhanden, was man hier sieht, ist Raumzeit, die Möglichkeit einer Stasis. Es gibt keine Uhr. Nur der Prozeß hält die Illusion einer linearen Zeit aufrecht. Die Halle selbst ist Zustand. Multiple Realitäten können ungestört nebeneinander existieren. In seiner Allgemeingültigkeit ist der Raum grenzenlos, die Verantwortlichen und ihre Vorschriften scheinen weit. Dies ist kein Ort, der die Diskurse, die dort stattfinden, die Sprachen, die ihn kennzeichnen, enthält.

Man ist hier auf dem Weg.

Christian Kumpe/ Eva v. Schirach



„Sie wünschen bitte...“

Die Humboldt-Universität, touristenfreundlich ?

„Du Heinz, dort oben steht: *Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.*“ Das hab ich doch schon mal irgendwo gehört?“ Fragend sieht die etwa 55jährige Martha aus R. nach dem Vorlesen der „Feuerbachthese“ ihren Ehemann an. Doch der hat jetzt keine Zeit für sie; die Videokamera geschultert, filmt er alles ab, was sich seinem Auge bietet. Ort: Foyer des Hauptgebäudes der Humboldt-Uni. Im Trubel alleingelassen, entdecken die beiden Besucher den Raum: „Schön hier, und so würdevoll muß das mal gewesen sein“, gibt Heinz zu bedenken, „nur fragen kann man hier keinen, wo wir schon mal hier sind, na dann komm...“

Gerade noch Fragen des nächsten Seminars im Kopf, werde ich auf diese Szene aufmerksam. Stimmt, denke ich, wo sich zu DDR-Zeiten der Pförtner zur Dienstaussweiskontrolle befand und in Amerika der Uni-Souvenirshop mit T-Shirt-Verkauf seinen Platz hat, befindet sich hier ... eine Leerstelle, oder?

Na, geräumig ist es ja, das Foyer meiner Universität; rechts vom Haupteingang die Pförtnerloge wirkt irgendwie dienstlich; was tut der Mann da bloß, kann man den was fragen? Auf der anderen Seite dann ein Zeitungsstand. Na, der hat sich doch bloß da eingemietet und 0-Ahnung von der Uni, aber einen Berlin-Führer hat er sicher im Verkauf? Und schließlich, ich staune, kurz daneben prangt über einer alten, graugestrichenen niedrigen Holztür das Schild „Informationsdienst“. Na bitte, man macht sich schon Gedanken über die Besucher der Straße „Unter den Linden“, die den historischen

Ort „Universität“ nicht nur von seiner äußeren Schmuckfassade her bestaunen

wollen, „einkehren“ und nach Auskunft verlangen.

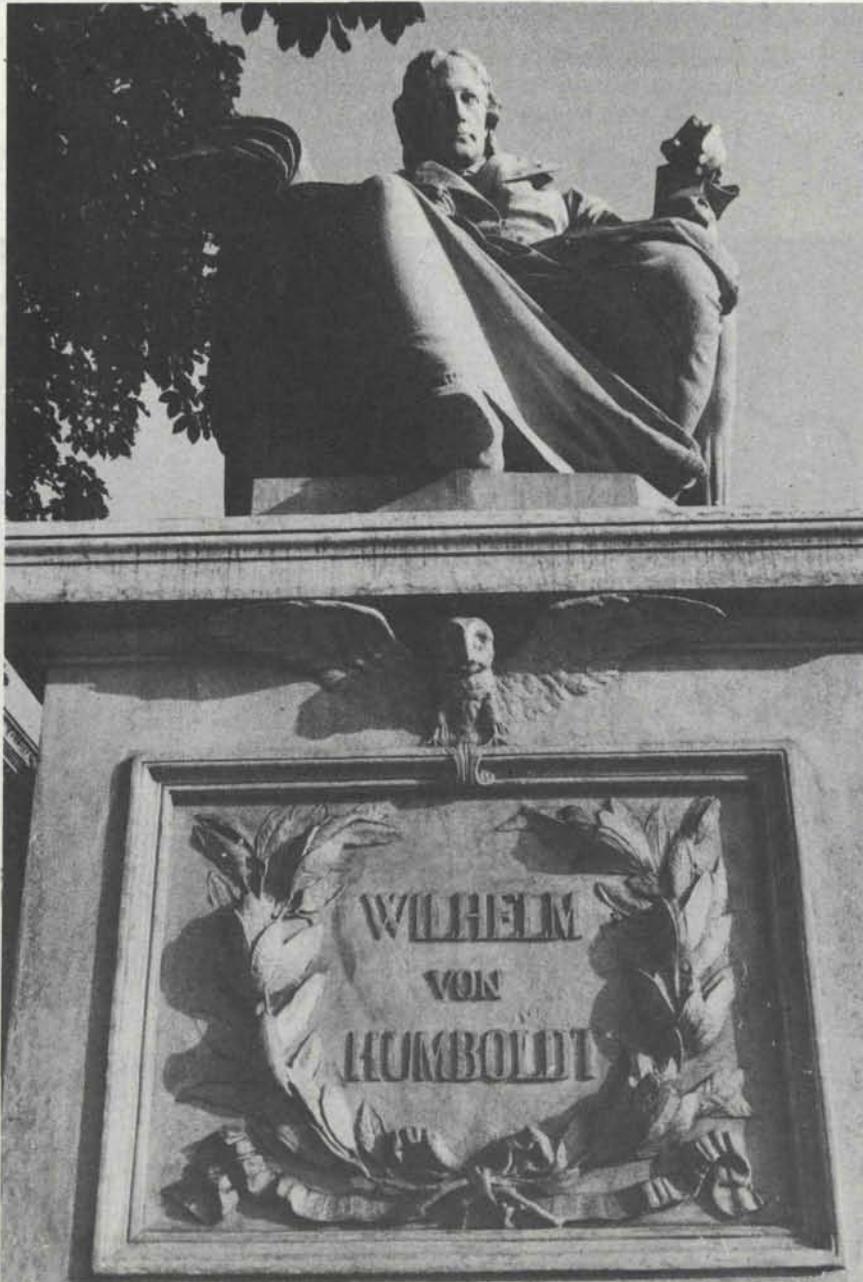
Auskunft, worüber eigentlich ...? Ich krame in alten Erinnerungsfetzen: *um 1760 erbaut, zuerst Palais des Prinzen Heinrich, ab 1809 preussische Universität, dann nach 1890 „Friedrich-Wilhelm Universität“, 1946 - Neubeginn und später Vorzeigeeuni der DDR ... , auf jeden Fall ein Stück Geschichte Berlins.*

Dann fällt mir ein Satz eines älteren Professors ein: „*Und wissen Sie, der Fußboden, den Sie betreten, wenn Sie durchs*

Foyer laufen, der soll zuvor die Reichskanzlei geschmückt haben ...“. Eine blinde Hypothese oder gesichert verbrieft? Die Sache packt mich, vielleicht steckt mehr dahinter. Außerdem, male ich mir aus, kann so die Öffentlichkeitsarbeit der Uni vor eine Daseinsprobe gestellt werden. Ich schlüpfte also in die Rolle eines Berlin-Touristen, der, beeindruckt von der Architektur des Eingangsbereiches, mehr, gerade über den Marmor, wissen will. Der interessierte Besucher, verloren im Chaos der Abteilungen oder verhätschelt von sich langweilenden Angestellten? Begleiten wir Herrn X auf seinem Weg durch die Instanzen.

**Dienstag, 8.11.,
12.40 Uhr**

Herr X betritt das Foyer, Auf der Suche nach einer nützlichen Information, sieht er sich einer Zettelflut gegenüber. So stößt er schließlich zum Pförtner vor:



X: (*beugt sich tief ins Gesichtsfeld des Uniformierten*) Guten Tag, ich interessiere mich für diesen Raum hier (zeigt ins Rund), besonders für den Marmor.

Pförtner: Für was? (*X zeigt erneut*) Ach, für das hier.

X: Wo kann ich dazu was erfahren ... Gibt es vielleicht so eine Art Chronik zum Gebäude?

Pförtner: Das weiß ich nicht, aber da drüben der Informationsdienst, fragen sie mal da!

X: Ja, danke.

Gleicher Tag, 12.45 Uhr

X entdeckt die Pforte zum Informationsdienst, die mit einem blauen Hinweisschild bekrönt ist (bis 1991 war das der Aufenthaltsraum für die Hausmeister), 'Wirkt ein bisschen zu', denkt X, klopft und klinkt; die Tür ist verschlossen. 'Mist, dabei müßte doch offen sein.' (die zentral sichtbare Tafel gemahnt: Informationsdienst, Fr. Graubner, Mo.-Do.: 9 - 15 Uhr, Fr.: 9 - 14 Uhr). Nach einem Blick auf die aufgeräumt wirkenden Tafeln, die die Lage der einzelnen Institute und Verwaltungen anzeigen, wendet sich X fragend an den Zeitschriftenhändler. Dieser hatte schon durch das Schielen über ein Bücherregal sein Interesse an X bekundet:

X: Entschuldigung, haben Sie gesehen, wie jemand rausging?

Zeitungsverkäufer: Nein (*er zieht sich in seinen Stand zurück*).

Gleicher Tag, 13.15 Uhr, zweiter Versuch 'Informationsdienst':

Für X und nach ihm eine Studentin ist die Tür wiederum verschlossen. 'Die wird wohl zu Mittag sein', überlegt X, 'aber wo ist dann die Vertretung?' X ist da anderes gewöhnt. „Zum Glück“ dauert seine Stippvisite in Berlin doch etwas länger, daß er einige Tage zum „Recherchieren“ zur Verfügung hat.

Freitag, 11.11.94, 12.45 Uhr, dritter Versuch 'Informationsdienst':

Die „stille Pforte“ läßt sich leicht öffnen, X tritt in einen engen Raum, der (so glaubt X) aus zusammengewürfeltem Mobiliar besteht. 'Nicht ungemütlich', urteilt X, 'doch warum darf ich mich nicht setzen?' Frau Graubner thront hinter einem Schreibtisch, der an eine Barriere erinnert; sie spricht X mit kühler, „kompetenter“ Stimme an:

G: Bitte, was wünschen Sie?

X: Mich interessiert das Foyer der Universität, die Ausgestaltung ...

G: (*unterbricht*) Und was wollen Sie da konkret wissen?

X: Na, der Umbau nach 1945 (*X hatte inzwischen einen Bekannten aus Ostdeutschland konsultiert*), das Gebäude war ja stark zerstört.

G: Ja, aber was wollen Sie darüber konkret wissen?

X: Es wurde doch damals der Marmor neu eingebaut, ich habe gehört, er stammt aus der Reichskanzlei ...

G: Das hört man immer wieder; kann aber nicht bewiesen werden. Wir haben schon alles recherchiert ...

(X erfährt im folgenden noch einige Details, die G in einem Zug entspringen: Es handelt sich um Saalfelder Marmor; er wurde nach dem Krieg aus „verschiedenen Teilen Berlins zusammengetragen, was durchaus üblich war“ u.a.)

X: Wo könnte man denn noch mehr dazu erfahren?

G: Das wird keinen Zweck haben.

X: Und in der Bauabteilung ...?

G: Nein, ich kann Ihnen nur noch das Buch "Vom Kronprinzenpalais zur Humboldt-Universität" (K.-D. Gandert, Henschel 1985) empfehlen. Das können Sie am Zeitungsstand für 34,- erwerben.

(3 Studenten treten ein, für X wird es endgültig zu eng im Raum, er „flieht“ mit kurzem Gruß. Immerhin, beraten wurde er ja.)

Gleicher Tag, 12.55 Uhr, Zeitungsstand, Foyer:

X kann das empfohlene Buch nicht in der Auslage erkennen. Bevor er jedoch den Verkäufer (V) anspricht, läßt er vier holländischen Touristen den Vortritt, die dann Berlin-Pläne kaufen. Auf die Anfrage von X hin, legt V das Buch vor. X blättert und blättert - 'Gar nicht schlecht', sinniert er, 'locker und übersichtlich gestaltet, dicht bebildert, was für Touristen.'

V: Das ist aber keine Bibliothek hier. (*Diese Worte reißen X aus den Gedanken*)

X: (*kann gerade noch kontern*) Das ist aber da nicht zu kriegen. (*Später wird X erfahren: Es ist doch vorhanden. Wo? Bibl. Kunstgeschichte, Sign. Dt 779/1*)

V: Dann machen Sie aber schnell!

Herr X beeilt sich, einige Details notiert er:

+++1946 erste Instandsetzungen +++
neuer Charakter der Uni: antifaschi-

stisch-demokratisch, dann ab 1948: sozialistisch +++ nun, nach Bombentreffer in der Aula, "großzügigere Gestaltung der Empfangstreppe" möglich +++ 2 Abb. S.105: Foyer ist 1952 fertiggestellt und fast doppelt so groß wie das vor 1945 +++ "Das Material stammt aus dem Bruch Tanna der Saalburger Marmorwerke", dazu die Fußnote 88 +++ 88: Rekonstruktion durch die VEB Bauunion Berlin, U.A. HUB Bauverwaltung Bd.18, Bl.132+++

V achtet unterdessen peinlich genau darauf, daß X "sein" Buch nicht beschmutzt.

X: (*nach Zurückgeben des Buches*)

Sagen Sie, haben Sie mal etwas über den Marmor hier gehört? (*X dachte so beim Anblick des etwa 60 jährigen Ladeninhabers: 'Das war doch seine Zeit, und ein Kioskverkäufer hört viel, wenn der Tag lang ist.'*)

V: Nein, aber Frau Graubner von der Information, die ist doch Experte.

X: Ja, die wußte auch nichts Genaueres. Auf Wiedersehen, Danke.

An diesem Tag hatte X nun keine Zeit mehr. Schließlich weilte er nicht nur touristisch in Berlin. 'Wiederkommen aber werde ich', beschloß X. Er legte fest: 'Das nächste Mal ins Büro für Öffentlichkeitsarbeit' Orientierungsprobleme? Nein, die Tafeln im Foyer weisen den Weg ... ehrlich.

Dienstag, 13.12.94, 12.30 Uhr:

Endlich hat Herr X Zeit gefunden, seine Hobby-Recherche fortzusetzen. Auf dem Weg zum nächsten Anlaufpunkt begegnet ihm im 1. Geschoß des Uni-Hauptgebäudes eine "geschichtliche Führung". Drei nach Geschäftsleuten aussehende Männer und zwei Japaner im mittleren Alter lauschen den Ausführungen von Frau Graubner: "...die H-Form des Gebäudes rührt nicht etwa vom Namen Prinz Heinrich oder vom Namen Humboldt-Universität her, denn so hieß sie erst nach 1945..."

Herr X für sich: 'Gut, daß so etwas angeboten wird, doch der Informationsdienst ist jetzt bestimmt geschlossen.'

Gleicher Tag, 12.35 Uhr, Büro für Öffentlichkeitsarbeit:

Durch das mit verschiedenen Plakaten behängte, "offen" wirkende Vorzimmer tritt X durch eine angelehnte Bürotür in einen familiären Raum:

X: Guten Tag, ich habe eine spezielle Frage. Ich arbeite über den Verbleib des Marmors der Reichskanzlei (*eine kleine Finte von X*) und habe gehört (*usw., die Frage kennen Sie ja schon*).

Angestellte 1 (*ca. 50 Jahre, gerade mit Akten beschäftigt*): Da gehen Sie am besten ins Archiv zu Herrn Schultze, der ist nett und wird Ihnen helfen. Das Archiv ist in der Kommode. Wissen Sie, wo das ist?

X: Ja, gleich hier gegenüber.

Angestellte 1: Ich schreib Ihnen noch seine Telefonnummer auf.

Angestellte 2: (*ca. 25 Jahre, am Computer arbeitend, erinnert sich*) Davon

In der Kommode angekommen, fragt X den Pförtner: "Wie komme ich zum Archiv?" Nach einer Antwort in dem Stil "hinten links, geradezu" wird der Mann aufmerksam:

Pf.: Der heißt Schultze und nicht Schultze!

Gleicher Tag, 13.00 Uhr, HUB-Archiv:

(an der Tür steht : Herr Schultze)

Auch außerhalb der Öffnungszeiten wird X eingelassen. X sagt "seinen Satz" mit dem Anhang, daß er aus einem Buch die Information habe, der Band 18 der Bauverwaltung (daraus speziell das Blatt 132) könnte einen wichtigen Hinweis

enthalten. X hatte davor das Kürzel U.A. richtig als Universitätsarchiv gedeutet. Herr Schultze (Sch), wirklich sehr freundlich, ist verduzt: "Solche Bezeichnungen existieren bei uns nicht." Trotzdem will er helfen, X bekommt einen Termin, in nur 2 Tagen.

**Do., 15.12.94,
14.30 Uhr,
HUB-Archiv**

(X ist pünktlich erschienen):

Zwei Kartekästen stehen auf einem der vielen freien Arbeitsplätze. 'Zum Lesen nicht ungemütlich', denkt X.

Sch.: Genau konnten wir es Ihnen nicht

raussuchen, wir hatten gestern noch eine Sitzung, aber hier in den 2 Kästen mußte was dabei sein.

X: Danke, ich schau mal durch.

Beim Suchen wird X bald von einer jüngeren Angestellten unterbrochen. Sie verlangt, daß der Benutzerantrag doch

unbedingt auszufüllen sei. "Das ist nur eine Formalität", dringt der gängige Satz zu X. Er gehorcht und kann gleich mit einem Auftrag kontern:

X: Wenn Sie mir Akte 48 der Bauverwaltung beschaffen könnten...

Ang.: Ja, da muß ich hinten nachsehen, ob die überhaupt im Haus lagert. Wenn nicht, müßten Sie noch mal wiederkommen.

X: Ja.

X hat Glück, nach 2 Minuten bekam er einen 10cm starken, etwas "auf-gelösten" Ordner ausgehändigt. Bald wurde er fündig; ein kurzer Briefwechsel zwischen der HUB-Leitung und der mit den Marmorarbeiten beauftragten Firma Lange (Magdeburg) im Februar 1953 gibt das Geheimnis preis:

HUB: Bitte stellen Sie unverzüglich das Vestibül fertig, wir brauchen es zur Eröffnung des Karl-Marx-Jahres 1953!

Lange: Der Fertigstellungstermin 28.2.53 kann unmöglich gehalten werden, denn "wegen des vorherrschenden Winterwetters kann nicht gebrochen werden."

'Also alles nur Gerüchte, das mit der Reichskanzlei', resümiert X, 'aber ein schöner Weg war es doch.'

Ich lasse Herrn X nach seinen Taten wieder sterben. Als seine letzten Worte übergibt er mir einige Mitschriften aus dem Archiv, die ich unbedingt niederschreiben soll.

Die allgemeine Verwaltung der Humboldt-Universität schlug im Zuge der Neugestaltung des Foyerbereiches am 29.11.51 vor:

„Die in der Halle unterzubringende Auskunft soll, entsprechend der in einem großen Hotel vorhandenen, eingerichtet werden ... Von besonderer Wichtigkeit wäre die Anbringung von gläsernen, erleuchteten Wegweisern ... In den Stellenplan sind mindestens 2 Stellen für die Auskunft eingesetzt. Die Angestellten sollen besonders geschult werden, so daß eine dem Rahmen der Universität entsprechende Beratung von Besuchern gewährleistet ist. Die bisherigen Pförtner entsprechen diesen Forderungen nicht.“

Im Sinne der 'Feuerbachthese' ist dies auch heute ein stiller Ruf nach Veränderung.

Ralf Forster



stand doch gerade was in der Zeitung.

X: Und in welcher?

Angestellte 2: Das weiß ich auch nicht mehr.

X verabschiedet sich, froh auf eine vielversprechende Fährte geschickt worden zu sein.

Logo - Logik - Labyrinth

Über das Navigieren im öffentlichen Raum

Wer zu Beginn der achtziger Jahre durch die Innenstadt von Zürich streifte, wurde Augenzeuge eines beeindruckenden Szenarios: Unzählige Gebäude, private wie öffentliche, Kirchen, Denkmale und alle möglichen sich bietenden Flächen waren besprüht mit stilisierten, archaisch anmutenden Figuren, deren suggestiver Ausstrahlung kaum jemand sich zu entziehen vermochte.

Die Meinungen darüber waren geteilt. Während die einen hier einen begnadeten Künstler am Werk sahen, stigmatisierten andere den unbekanntem Sprayer zum pathologischen Abweichler, der das Bild der Stadt beschmutzt habe. Das Bedrohlich-Faszinierende dieses Vorgangs gründete in der Anonymität seines Urhebers und dessen Vermessenheit, den vorgeschriebenen Text der Stadt mit einem eigenen Text überschrieben, den öffentlichen Raum auf sehr eigenwillige, ästhetisch artikulierte Weise in Besitz genommen zu haben. Die bürokratischen Instanzen reagierten verstört: Der Graffiti-Künstler wurde polizeilich ermittelt und bestraft, sein Werk schließlich als Ikone der Aufsässigkeit indiziert und beseitigt.

Das vermeintliche Skandalon, welches in der künstlerischen Aktion des „Sprayers von Zürich“ ausgemacht wurde, offenbart jedoch eine tiefere Dimension: Der Text des öffentlichen Raums wird von den anonymen Instanzen der Bürokratie vorgeschrieben; er darf entziffert und befolgt, aber nicht eigenmächtig geschrieben oder umgeschrieben werden; Anonymität als Agent der Öffentlichkeit, sie ist das Privileg der Mächtigen. Dieser Diskurs, dessen Spielregeln der Züricher Graffiti-Künstler so genial in ihr Gegenteil verkehrt hatte, soll hier gegenwärtig sein, wenn wir das Terrain des öffentlichen Raums betreten und das Regelwerk sei-

ner Inbesitznahme erkunden.

Zwei Orte, unterschiedliche architektonische Physiognomien, viele Geschichten, aber dieselbe Bestimmung: das Hauptgebäude der Humboldt-Universität in Berlin-Mitte und der zentrale Gebäudekomplex der Freien Universität in Dahlem, genannt Rost- und Silberlaube, einschließlich Mensa und erziehungswissenschaftliche Bibliothek. Die Annäherung an beide Gebäude wird zunächst durch ihre architektonischen Konturen bestimmt: hier die klassizistische Strenge des ehemaligen Prinz-Heinrich-Palais Unter den Linden, dort die nüchterne, aber auf Funktionalität reduzierte, durchaus weitläufige Architektur des FU-Gebäudes.

Der Eindruck des Herrschaftlich-Erhabenen und Symmetrischen, den die Anlage der Humboldt-Universität vermittelt, setzt sich im Innern fort. Die Flure und Treppenhäuser scheinen auf das weiträumige Foyer zuzulaufer, von ihm wegzustreben oder hier gebündelt zu werden: Die engen, gleichwohl sehr hohen Korridore bieten sich kaum als Aufenthaltsräume an, sie halten eher den Menschenfluß in Bewegung und kanalisieren ihn in die Hörsäle, Mensen oder in das Foyer. Als ich im Herbst 1993 zum ersten Mal das Hauptgebäude der Humboldt-Universität betrat, nahm ich die distanziert-disziplinierende Atmosphäre des Raums durchaus wahr. Aber viel stärker wirkte sich ein anderer Eindruck aus: Es war der wenig angenehme Geruch eines Reinigungsmittels, der mir aus den Zügen der Deutschen Reichsbahn vertraut war und noch von früheren DDR-Besuchen in der Nase lag. Jetzt allerdings, wo in nächster Nähe die Geschichte mit Spitzhacke und Theaterkulissen neu modelliert

wurde, hatte dieser Geruch fast etwas Subversives an sich, schien er doch als olfaktorisches Fossil dem Sog der Historie widerstanden zu haben.

Ähnlich körperbezogen vollzog sich meine erste Begegnung mit der Rost- und Silberlaube: Ich geriet ins Schwitzen. In dem sicheren Glauben, Orientierung sei eine Angelegenheit des Willens, hatte ich nicht mit den architektonischen Feinheiten und den labyrinthischen Winkelzügen dieses Gebäudes gerechnet. Straße K, J, L, Querstraßen JK, Kl, vier- bis fünfstelligen Ziffern, rote, blaue, grüne, gelbe Punkte vernetzten sich zum obsessiven Bild einer konfusen Odyssee, nach der ich unter dem

Gesang von Sirenen zwischen Scylla und Charybdis zerrieben würde. Die Befragung eines kommunikations-scheuen Pförtners nach dem von mir gesuchten Raum ergab den wenig tröstlichen Befund, daß seine Ortskenntnis in Sichtweite der Pförtnerloge ihr Ende fand („Gehn'se da vorne mal nach links, da isses dann!“). Solchermaßen gezwungen, die Logik des Labyrinths selber zu durchschauen und die Widerspenstigkeit des Raums aufzubrechen, stellt sich die Frage nach den Strategien der Navigation in und der Inbesitznahme von Orten der Öffentlichkeit.

Das Betreten der Humboldt-Universität war nicht immer so problemlos möglich wie heute. Besonders als Besucher aus dem „kapitalistischen Ausland“ bekam man zu Zeiten der DDR sehr schnell zu spüren, daß die Hochschule Ort einer exklusiven Öffentlichkeit war, hochempfindlich gegen alle Eindringlinge aus Neugier. Die Freie Universität dagegen, stets im Bewußtsein ihrer liberalen Traditionen, setzt ganz andere Barrieren, um die Mobilität ihrer Benutzer zu zügeln: „Aus Sicherheitsgründen sind das Mitführen, Benutzen und Abstellen von Fahrrädern im Gebäude strikt untersagt! Widerrechtlich



abgestellte Fahrräder werden entfernt. Der Präsident.“ Diese unvergleichliche Schöpfung bürokratischer Prosaistik zielt gleichsam als Begrüßungsformel im Posterformat sämtliche Eingangstüren der Rost- und Silberlaube. Überhaupt scheinen die Fahrradfahrer die zivilen Gegner der Universitätsbürokratie darzustellen; ebenfalls im Eingangsbereich appellieren Hinweisschilder, die als Logo einen Rollstuhlfahrer abbilden, an die Fahrradfahrer, die störungsfreie Benutzung der Rollstuhlauffahrten zu gewährleisten mit dem belehrenden Zusatz: „Gehbehinderte und Rollstuhlfahrer/innen sind darauf angewiesen, daß das Gelände frei ist, da sonst der Zugang zum Gebäude für sie nicht möglich ist!“ Derartige Hinweise oder symbolische Vor-Schriften, beleuchten, auch wenn sie um Höflichkeit bemüht sind, das grundsätzliche Dilemma der bürokratischen Sprache: ihre ausschließlich funktionale Bestimmung und ihre mangelnde Attraktivität. An der symbolischen Schwelle eines allgemein zugänglichen, öffentlichen Ortes wirken sie als Geste der Disziplinierung, wenn nicht sogar der Zurückweisung. Dazu der (ethnologische) Blick auf ein Ritual in japanischen Kaufhäusern: In deren Eingangsbereich wird die Klientel durch Verbeugung von Mitarbeiterinnen willkommen geheißen und mit dieser werbenden Geste zum Eintritt (und natürlich zum Konsum) aufgefordert. Sieht man von der spezifisch kulturellen Chiffre ab, die in diesem Ritual codiert sein mag, so fällt ein gravierender Umstand auf: Die Kultur der Bürokratie entbehrt des Moments der Verführung und des Werbens um ihre Klientel; sie kann auf Ästhetik verzichten, weil sie in ihrer Funktionalität aufgeht.

Logos, Hinweisschilder, Lagepläne kommunizieren mit den Benutzern des öffentlichen Raums, erschließen ein Gebäude und regulieren die Bewegungsströme in seinem Innern. Ihre eigentliche Funktion ist es, zu informieren, aber auch das Verhalten zu disziplinieren: „Betreten der Bibliothek nur nach Vorlage des Studentenausweises gestattet. Mäntel und Taschen sind an der Garderobe abzugeben!“ Andere Beschriftungen und Logos beziehen sich auf Sicherheitsbestimmungen (Fluchtwe-

ge, Steigleitungen) oder sind nur von Eingeweihten zu entziffern, wenn es sich um technische Hinweise handelt. In dem Regelwerk, welches die Lesbarkeit des Raums organisiert, werden Logos und andere visuelle Informationsträger nicht selten zu Substituten der Pfortner. Gelegentlich ist schwer zu entscheiden, ob Pfortner Funktionsträger sind oder Instanzen, die hoheitliche Aufgaben wahrzunehmen haben. Eigene Erfahrungen bestätigen, daß Pfortner aus Prinzip konsultiert werden wollen und ihre Anwesenheit nicht als Angebot verstehen: Gescheiterte Versuche, die Navigation durch das Labyrinth öffentlicher Gebäude selbst zu bewerkstelligen, werden bisweilen durch mehr oder minder freundliche Belehrungen geahndet. Dieses Verhalten einer spezifischen Berufsgruppe anzulasten, wäre allerdings ungerrecht. Es ist vielmehr symptomatisch für die Kultur bürokratischen Verhaltens, die gerade in der Sprache der Bürokratie zum Ausdruck kommt - einer durch und durch unpersönlichen Sprache, welche auf funktionale Zwecke abhebt und nicht selten vom Gestus der Macht durchdrungen ist.

Universitäten sind öffentliche Orte mit einem hohen Grad an Durchlässigkeit: Jedermann/frau darf sie betreten und auch Teile ihrer Einrichtungen (beispielsweise Bibliotheken) benutzen. Die Strategien der Inbesitznahme ihres Raums spiegeln aber auch hier Verhaltensweisen wider, wie sie im Umgang mit öffentlichen Orten typisch sind. So läßt sich gerade zu Semesterbeginn beobachten, daß sich Vertrautheit und Umgang mit den Räumlichkeiten gleichsam physiognomisch abschildern:

Das zögerliche Betreten der Gebäude, suchende Blicke nach rechts und links, die Zuhilfenahme des Vorlesungsverzeichnisses, eingehendes Studium der Hinweisschilder oder schließlich das Befragen anderer Personen verraten die

Ortsunkundigen. Der jetzt einsetzende Prozeß der Eroberung des Raums mündet in einen Dialog mit Symbolen, Schriften, Geboten, Verboten, Informationen - kurz: mit dem Text der Bürokratie

als einem kryptischen Diskurs subtiler Regeln, deren Subjekt in einer scheinbaren Anonymität verharrt.

Geht man die endlosen und gleichförmigen Flure des Hauptgebäudes der Humboldt-Universität entlang, wird man beobachten, wie die kahlen Wände zu beiden Seiten mit einem dichten Teppich von Zetteln, Plakaten, Transparenzen oder Wandzeitungen ausgelegt sind. Und in einem Hörsaal der Rostlaube läßt sich ein Wandbild kollektiver Urhebererschaft betrachten, das verschiedene gesprühte Texte und Symbole, Plakate sowie bereits übermalte Sprüche zeigt. Die eigenmächtige Beschriftung des Raums setzt die Eroberung des öffentlichen Ortes fort, er wird gleichsam privat und anonym in Besitz genommen - der Text der Bürokratie wird überschrieben.

Die vernünftige Ordnung des Öffentlichen ist vorstellbar nur, wenn am anderen Extrem, im individuellen Bewußtsein, der Widerstand gegen die zugleich überdimensionierte und unvollständige Organisation geweckt wird“, schrieb Th. W. Adorno 1953 über „Individuum und Organisation“. Adorno plädierte dafür, die subjektlose Sprache der „verwalteten Welt“, unter die auch die Sprache der Bürokratie fällt, nicht zu personalisieren (also den Pfortner nicht mit „der“ Bürokratie zu identifizieren), sondern distanziert zu analysieren und die Spielregeln ihres Diskurses zu überlisten. Aus zwei Gründen ist die Universität hierfür ein besonders privilegierter Ort: Sie erlaubt es zum einen, die Inbesitznahme des öffentlichen Raums sehr weit zu treiben; sie erlaubt es aber auch, diesen Prozeß noch weiter zu denken - ganz im Sinne des (leider nicht mehr) anonymen Züricher Graffiti-Künstlers.

Der bürokratische Raum: Zwei Lesarten Von Möbeln und Menschen

Akten, Stempel, Formulare - sie gelten als unentbehrliche Requisiten einer jeden Bürokratie. Zu einem echten Verwaltungsmenschen gehört jedoch noch mehr. Neben seinem Fachwissen und seiner rechtlichen Kompetenz benötigt er vor allem eines: ein Büro.

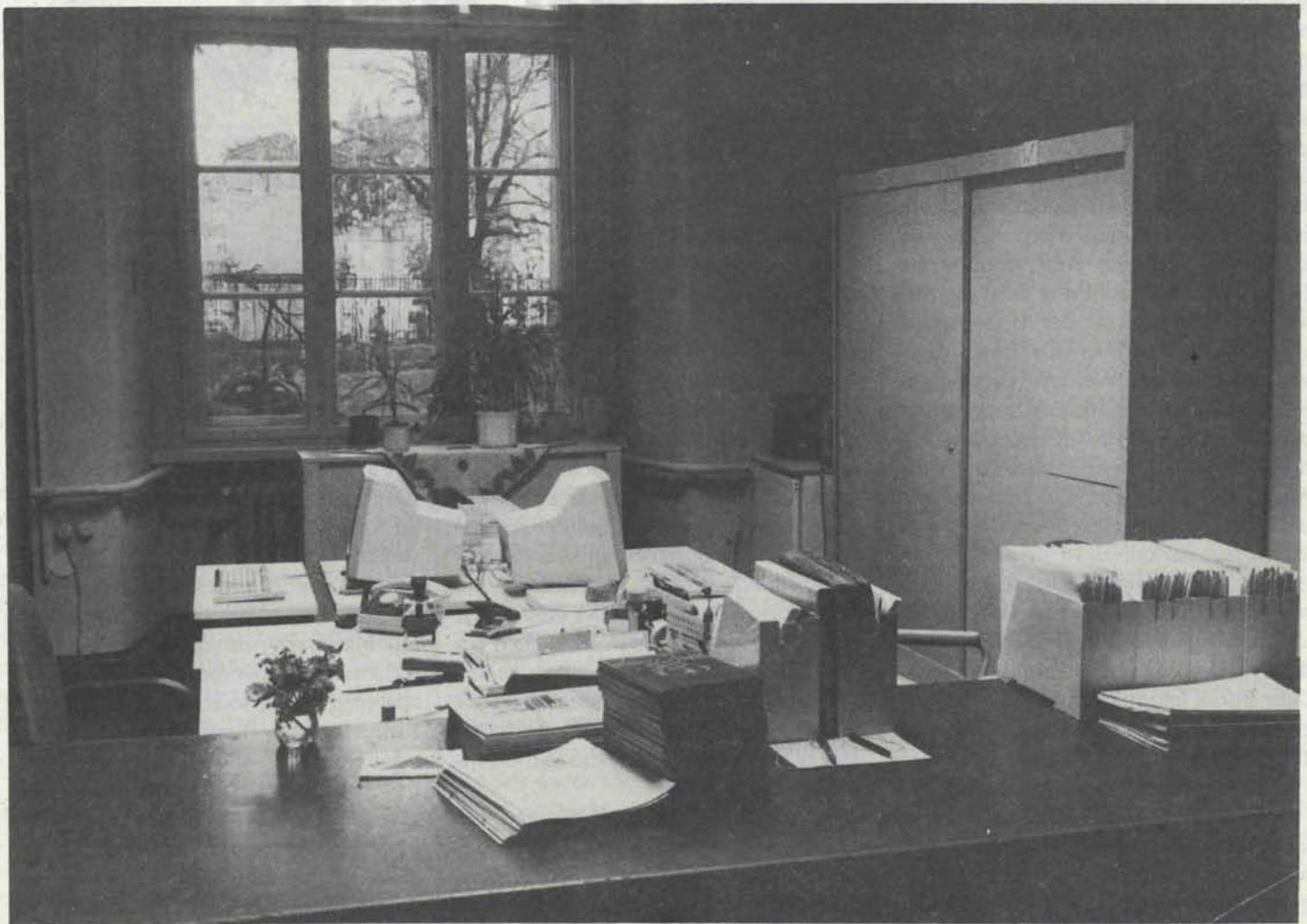
Im Hauptgebäude der Humboldt-Universität gehören Büros zum häufigsten Raumtyp, obwohl die meisten Leute Universitäten eher mit Hörsälen, Seminarräumen und Bibliotheken in Verbindung bringen. Geschlossene Türen schützen die Verwaltungsleute vor neugierigen Blicken, wahren die Intimität ihrer Antragsteller, wirken aber auch abweisend. Lediglich in den

Fluren der Studentenbürokratie stehen die Türen meist offen: ein Zeichen von Offenheit und Transparenz?

Türschilder bezeichnen die Funktion eines jeden Raumes und gleichzeitig meist den Kreis derjenigen, die ihn betreten dürfen: „Immatrikulationsbüro A-He“. Das Gefüge der Büroräume stellt damit ein Abbild des arbeitsteiligen Prinzips dar, nach dem die Verwaltung ihre

Aufgaben erledigt. Die Universität wird dadurch für jeden einzelnen, ob Student oder Professorin, in erlaubte und verbotene Zonen eingeteilt. Das zunächst vertraut erscheinende Hauptgebäude der Humboldt-Universität ist ihren Angehörigen so in vielen Teilen eigentlich ganz fremd.

Studenten und Studentinnen betreten die Büros der Humboldt-Universität im



allgemeinen, wenn sie sich immatrikulieren, wenn sie Beratungsangebote seitens der Verwaltung, der Lehrenden oder der Studenten annehmen oder wenn sie sich für Prüfungen anmelden.

Büros, in denen sie verkehren, enthalten meist ein ähnliches Ensemble von Möbelstücken: Schreibtische, Aktenschränke oder Regale sowie runde oder eckige Beratungstische. Viele der Räume sind durch ihre Einrichtung in einen öffentlichen Bereich, zu dem die Besucher Zutritt haben, und in eine quasi private Zone eingeteilt. Nicht selten trennt die beiden Bereiche ein Schreibtisch, an welchem der Bürohhaber dann meist mit dem Gesicht zur Tür hin sitzt. In Einzelfällen markieren auch andere Einrichtungsgegenstände die Grenze: So steht im „Immatrikulationsbüro S-Z“ eine ungefähr zwei Meter breite Kommode quer im Raum, die viele Studenten und Studentinnen als „Barriere“ empfinden.

Unterschiede zwischen den einzelnen Büros entstehen nicht nur durch Einzelstücke wie die eben genannte „Barriere“ oder etwa ein abgestoßenes Ikea-Schränkchen, das schon mehrere Umzüge mitgemacht hat, sondern auch durch Unterschiede in der Ausstattung mit Normmöbeln: Die meisten Büros, auch diejenigen der studentischen Bürokratie, sind mit eierschalenfarbenen Kunststoffmöbeln ausgestattet. In vielen Professoren- oder Ordinarienräumen stehen dagegen schwarze oder kirschbaumfarbene, sehr viel teurere Holzmöbel, die nicht aus dem normalen Beschaffungsetat der Universitätsverwaltung, sondern aus Berufungsgeldern finanziert werden. Dieses Mobiliar spiegelt die äußere Repräsentationsfunktion der Professorenbüros wider. Gleichzeitig stellt es aber auch eine Art Statussymbol dar, Zeichen der hohen hierarchischen Stellung des Bürohhabers innerhalb der Universität. Daß Professorinnen und Professoren nicht nur lehren und verwalten, daß eine ihrer vordringlichsten Aufgaben vielmehr das Forschen darstellt, sieht man vielen ihrer Büros kaum an: Allenfalls die Bücherwand symbolisiert diese Seite ihrer Tätigkeit.

Ihre eigentliche Bedeutung erhalten die stark genormten Verwaltungsmöbel jedoch durch die Art und Weise, wie sich die Bürobesitzer darin bewegen. Schranken, die durch das Mobiliar

errichtet sind, können von ihnen selber noch verstärkt werden, wenn sich etwa die Sachbearbeiterin mit dem Blick zur Tür hinter ihrem Schreibtisch verschanzt

doch auch abbauen, und das geschieht an der Humboldt-Universität öfter, als man gemeinhin annimmt. Etwa wenn Lehrende den Studierenden in der

Sprechstunde an der Tür ihres Büro entgegenkommen, anstatt sie den langen Weg durch den Raum zu ihrem voluminösen Schreibtisch zurücklegen zu lassen. Oder wenn die Angestellte im Immatrikulationsbüro S-Z, wo die breite barrierenförmige Kommode quer im Raum steht, die Studenten links von dieser „Barriere“ und stehend empfängt. Damit setzt sie die abweisende Funktion des Schanks, vielleicht nicht bewußt, aber wirkungsvoll, außer Kraft: Möbel sind wichtig, aber die Men-

schen bestimmen die Atmosphäre.

Silke Schumann

„§5. Die rein bürokratische, also: die bürokratisch-monokratische aktenmäßige Verwaltung ist nach allen Erfahrungen die an Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit, also: Berechenbarkeit für den Herrn wie für den Interessenten, Intensität wie Extensität der Leistung, formal universeller Anwendbarkeit auf alle Aufgaben, rein technisch zum Höchstmaß der Leistung vervollkommene, in all diesen Bedeutungen: formal rationalste Form der Herrschaftsausübung.“

Max Weber

und ihn regelrecht als Schutzwall zwischen sich und den Antragstellern aufbaut. Die Bürobesitzer können sie je-

Es war einmal ...

Vor einigen hundert Jahren gelangte ein nicht allzu bedeutender Reisender in eine große Stadt, die ihn auf Anhieb faszinierte. Sie lag an der Mündung eines Flusses und war von wunderschönen Seen und Wäldern umgeben. Der Stadtkern bestand aus einer Reihe historischer Bauten, welche an breiten Lindenalleen großzügig und repräsentativ angelegt worden waren.

Ein Gebäude darunter ließ den Reisenden seit seiner Ankunft nicht mehr los, Tag und Nacht beobachtete er es, um dessen geheimnisvollen Sinn herauszufinden. Es war durch ein großes Säulenportal und Skulpturen gekennzeichnet, doch noch viel interessanter erschienen die Ströme von Zwergen, die täglich ein und aus gingen. Sie kamen zu unterschiedlichsten Zeiten angehetzt oder auch dahergeschlendert und unterschieden sich lediglich durch die Farben ihrer Zipfelmützen.

Es vergingen Tage und Wochen, bis der Reisende nach mühevollen Beobachtungen und Gesprächen herausgefunden hatte, daß die rotbemützten

Zwerge jenes Gebäude aufsuchten, um unerlässliche Studien für ihren späteren Beruf zu betreiben. Die Blaubemützten unter ihnen waren meist älter und damit beauftragt, den roten Mützen das hierfür notwendige Wissen zu vermitteln. Doch dann gab es noch eine große Anzahl von Zwergen mit grünen Mützen, die die unterschiedlichsten Funktionen hatten. Dem Reisenden hatte man gesagt, sie seien wichtig in bezug auf den bürokratischen Apparat und die allgemeine Verwaltung, doch darunter konnte er sich rein gar nichts vorstellen.

Eine Antwort erhielt er nur durch Zufall, als er beim Ausspannen am entfernten Märchenbrunnen auf eine Horde rotbemützter Zwerge traf, die in ihrem späteren Leben so etwas Ähnliches wie Kulturforscher werden wollten. Jene schimpften fürchterlich auf die Zimmer der Zwerge mit den grünen Zipfelmützen. Es ging hoch her: Sie würden alle in denselben grauen und scheußlichen Zimmern arbeiten, immer sei es dort düster, unfreundlich, und man müsse

fast Angst haben. Der Weg vom Schreibtisch bis zur Tür sei gewöhnlich ewig lang und erbarmungslos, wenn man nicht schon vorher durch eine Barriere gänzlich abgeschreckt worden sei. Das Geschrei nahm fast kein Ende, und dem Handlungsreisenden wurde klar, daß die Rotbemützten wohl in vielerlei Hinsicht, zumindest was einige Formalitäten anbetraf, um die grünbemützten Zwerge und deren Zimmer nicht herumkamen. Endlich hatte einer der jungen Zwerge

nen Mützen waren gar nicht begeistert von dieser Idee, erst nach langem Hin und Her entstanden ein paar Zeichnungen. Derweil gingen andere junge Zwerge durch das Gebäude, um sich Zimmer von Blaubemützten anzuschauen. Diese waren meist äußerst komfortabel eingerichtet - gewöhnlich ein Schreibtisch am Fenster, der schräg in den Raum gestellt worden war, damit der oder die Blaubemützte sofort sehen konnte, wer reinkam. Zudem fanden sich ein klei-

de ebenso wie den Zwergen klar, daß es auch gar nicht so viele Möglichkeiten gab, diese Zimmer mit diesen Möbeln schön einzurichten. Wahrscheinlich sahen sie sich deswegen alle so ähnlich. Die jungen Zwerge durften schließlich auch nicht vergessen, was der Zweck dieser Räume war: Dinge mußten besprochen werden, es mußte gestempelt, abgeheftet, unterschrieben werden und noch vieles mehr.

So freuten sich die Zwerge, wenn sie erleben durften, daß ein Blaubemützter beispielsweise durch das Zimmer auf sie zu kam, anstatt vom Schreibtisch aus zu beobachten, bis sie dort angelangt waren. Oder auch die nette grünbemützte Zwergin, die sich über eine zu ihrem Arbeitsplatz gehörende Barriere hinüberbeugte - da wurde jenes als zuvor so störend empfundene Möbelstück gleich viel kleiner!

Nach einigen Wochen waren sich die Rotmützen mehr oder weniger einig, daß es darauf ankam, wie sich ihr Gegenüber in dem entsprechenden Zimmer benahm und mit oder in seinem Zimmer arbeitete und lebte. Und nach immer genauerem Hinsehen kamen sie zu dem Schluß, daß besonders die Grünmützen eigentlich viel lieber sind, als die Zwerge ursprünglich dachten. Zwar wurden so deren Einrichtungen nicht schöner, doch die jungen Zwerge konnten jene besser einordnen und verstehen.

Der Reisende mußte darüber ein wenig schmunzeln und fragte sich ernsthaft, ob man

die Untersuchung und das Ergebnis der rotbemützten Zwerge als geglückt bezeichnen konnte. Diese Frage konnte er erst einige Jahre später beantworten, nämlich als er sich selbst auch zu den roten Mützen zählen durfte. Und jedes Mal, wenn er einen Raum (egal, ob „grün“ oder „blau“) betrat, achtete er beiläufig auf die Einrichtung und den Umgang seines Gesprächspartners mit dieser. Ganz umsonst waren seine Beobachtungen sicherlich nie, und wenn er noch nicht gestorben ist, so weilt er noch heute unter den Zwergen.

Silke Giersch



eine gute Idee: „Wir kommen so nicht weiter. Laßt uns doch deren Räume mal richtig anschauen! Wir könnten sie aufzeichnen und beobachten, wie die Grünmützen sich in ihren Zimmern bewegen - ob sie dort herrschen und thronen oder wie auch immer ...“ Ein anderer rief hinzu: „... aber auch die Blaubemützen!“ Und so geschah es.

Gleich am nächsten Morgen zog einer dieser Zwerge los, Malblock und Federkasten unter dem Arm, um frischen Mutes an die Tat zu gehen. Doch sein Vorhaben, jene Räume auf dem Papier festzuhalten, stellte sich als zu gewagt heraus. Die Zwerge mit den grün-

nerer Besprechungstisch und passende Stühle nebendran. All diese Räume waren niemals mit weißen Möbeln ausgestattet, was die Zwerge ein wenig wunderte. Doch auch hierfür fand sich eine Erklärung. Die Einrichtung konnte immer nur komplett aus ein und demselben Katalog bestellt werden, jener enthielt wohl nur beige oder braun. Die Zimmereinrichtungen der Grünbemützten waren allerdings weniger repräsentativ. Doch auch sie stellten ihre Schreibtische ebenso gerne ans Fenster und saßen mit dem Gesicht zur Tür.

Der Reisende nahm regen Anteil an diesen Beobachtungen, und ihm wur-

Der Tod eines Professors oder: Nichtzutreffendes* streichen

Unter der Telefonnummer 030/ 2093- 2681 erreicht man/frau* Herrn Wullert, einen Mann, dessen ganz „normales“ Äußere im krassen Widerspruch zu seiner Arbeitsaufgabe im Präsidialamt steht. Die ihm aufgetragenen Bemühungen um die Neugestaltung der hauseigenen Papiere bilden den Höhe- und Schlußpunkt der Verwaltungsreform an der HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN (HUB).

Die Nachwendezeit war auch für die HUB die Zeit der großen Konfusion, gesellschaftlicher und institutioneller Transformationsprozesse, glanzvoller Karrieren und personeller Freisetzungen. Der Wissenschaftsbetrieb harrte seiner Reorganisation nach westlichen Orientierungsmustern: noch vor dem wissenschaftlichen Personal traf sie die Verwaltung, die den neuen gesellschaftspolitischen Gegebenheiten Rechnung zu tragen hatte. Statt einer neuen Qualität der Bürokratie ergab das zunächst vor allem Unmengen neuer Formulare. Jeder große oder noch so kleine Entscheidungsträger nutzte die Möglichkeit, ein eigenes Formular zu entwerfen. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist so unterschiedlich, daß sich nun ein Mitarbeiter des Präsidialamts, eben jener Herr Wullert, mit der Neugestaltung und der Vereinheitlichung der Formulare befassen muß.

Die Verwaltung der Verwaltung

Die Materialverwaltung wurde von der Neugestaltungswut noch am wenigsten berührt, schließlich ist es den Verbrauchsmitteln wie Papier, Stiften und Schreibmaschinenfarbbändern egal, mit welchem Formular ihr Ortswechsel vom Lager in das Institutsbüro gefordert wird. Hier findet sich eine sehr frühe Form der bürokratischen Erfassung, die in ihren Ursprüngen bis in das 7. Jahrhundert zurückreicht, die päpstliche Kanzlei sammelte damals die Formalien auch in Büchern. Heute wird die Materialbestellung in ein DIN-A4-Buch eingetragen, das dann mit der Hauspost an die Beschaffungstelle versandt wird und mit der Lieferung zurückkommt. Nach der

Dauer dieser Prozedur befragt, antwortete die Sekretärin eines Lehrstuhls: „Das geht eigentlich schnell, so ungefähr vierzehn Tage.“

Für die Bestellung eines Schreibtisches ist bereits ein Formblatt vorgesehen, das in der beschriebenen Materialbestellung angefordert werden muß. Obwohl dieses Formular von mehreren Personen gegenzuzeichnen ist, kann die Bestellung im gleichen Zeitraum wie die Materialanforderung realisiert werden.

Ein zeitlicher Sonderfall ist die Herausgabe von abgeschriebenen Einrichtungsgegenständen an bedürftige Studenten. Sie erfolgt unmittelbar und findet nur eine formlose, per Stempel legalisierte Niederschrift, bedingt aber das persönliche Gespräch zwischen Student und Materialverwaltung. Mit Rücksicht auf die Rechtslage findet sich der Zusatz „zwecks Entsorgung“ auf dem Beleg, der das ungehinderte Passieren einer Pfortnerloge garantiert.

Werden nur die üblichen Unterschriften benötigt, kehrt ein Papier wesentlich schneller wieder an den Ausgangsort seines Bedarfes zurück. Erst bei Vorlage an hierarchisch wesentlich höher gelegenen Orten (Personalabteilung oder Präsidentin) kommt es zu größerem zeitlichen Verzug. Nach Abzug der

hausinternen Postlaufzeiten lassen sich also schneller auf dem Dienstwege Unterschriften beibringen als ein Stapel Papier besorgen. (Siehe Grafik)

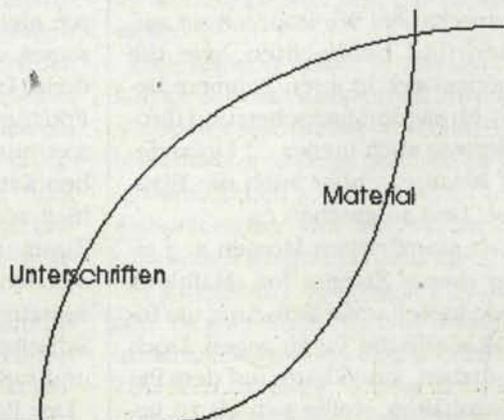
Die Gestalten der Gestaltung

Während sich das Formularkapital der allgemeinen Verwaltung auch auf die neuen Gegebenheiten anwenden ließ, ist der Wissenschaftsverwaltung die Veränderung deutlicher anzumerken. Dazu gehören der Nachweis der Rechtmäßigkeit von Entscheidungen und die dadurch unterstellte Formgebundenheit, zuzüglich der Aufbewahrungspflicht. Natürlich ist nun alles viel besser, praktischer, bequemer, schneller, offener und vor allem publikumsverkehrsnäher; die Bearbeitungstiefen wurden reduziert, Bewährtes wurde selbstverständlich beibehalten und auf unnötige Repräsentation manchmal verzichtet.

In erster Linie fallen bei dem Vergleich der willkürlich ausgewählten Formulare die Unterschiede der Gestaltung im Schriftkopf auf. Für 15 Nennungen der HUB im vollen Wortlaut (HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN) werden 10 verschiedene Schriftarten und ebenso-

Zeit / Mengen - Vergleich realisierter Materialbestellungen und geleisteter Unterschriften auf dem Dienstwege

Menge



Zeit

* nichtzutreffendes streichen

„Da geht das Mysterium der performativen Magie im Mysterium des 'Ministeriums' auf, das heißt in der Alchemie der Repräsentation (in all ihren Bedeutungen), über die der Repräsentant die Gruppe, durch die er wird, was er ist, erst zu dem macht, was sie ist:

Der Gruppensprecher, der die Vollmacht hat, im Namen der Gruppe zu sprechen und zu wirken, zuallererst - über die Magie des Losungswortes - auf die Gruppe selbst, ist der Stellvertreter der Gruppe, die nur durch diese Stellvertretung existiert.“

Pierre Bordieu

viele Schriftgrößen bemüht. Lediglich zweimal werden die gleiche Schriftart und -größe verwandt, wie es auch das Büro der Präsidentin tut, was als offizielle Legitimation gelten muß, bis eine verbindliche Neugestaltung vorliegt. Das HUB - Symbol wird nur dreimal verwandt, einmal darf es der Student auf dem Zwischenprüfungszeugnis im Magisterstudiengang entgegennehmen, die anderen beiden Male sind es Vordrucke zur Abheftung nach dem Ausfüllen. Prüfungsmeldungen, Anträge auf Erteilung eines Lehrauftrages oder Genehmigung einer Gastvorlesung, Anmeldungen von Lehrveranstaltungen und Vordiplom-Zeugnisse eines anderen Fachbereichs, also Formulare mit expliziter Außenwirkung, müssen ohne die kreisgerahmten Gebrüder Humboldt auskommen. Lediglich in einem Fall wird auf Karton als übliches Trägermaterial für Zeugnisse zurückgegriffen. In keinem einzigen Falle wird die Möglichkeit der mehrfarbigen Gestaltung genutzt.

Das läßt Rückschlüsse auf die Möglichkeiten der zum Zuge gekommenen Formularschöpfer zu: Während die Verfügungsmacht über Vordrucke (so man wenigstens ein unausgefülltes Exemplar erhaschen konnte) dank der zahlreichen Kopiergeräte keine Hürde mehr darstellt, läßt sich ein Statusunterschied der Formularformulierer daran ablesen, ob eine detailgetreue Wiedergabe des offiziellen Briefkopfes inklusive des HUB - Symbols realisierbar war.

Die Krone des Repräsentationsstrebens gebührt zweifelsohne einem Entwurf, in dem sich eine strukturelle Personalunion aus Lehrstuhlinhaber und Prüfungsausschußvorsitzendem selbst über die Bestätigung der Betreuung einer Magisterarbeit benachrichtigt. Das Formular trägt den offiziellen Briefkopf der HUB mit dem Humboldt - Symbol, ent-

hält die Adresse, Telefon- und Faxnummer dieser Personalunion und läßt auch noch Raum für Geschäftszeichen und Bearbeiter/in-Kürzel. Da es sich um einen Eigenentwurf des Institutes handelt, charakterisiert es die äußerste Linie bü-

rokratischen Selbstverständnisses, weil das Formular nur im Falle einer plötzlichen Nichtauskunftsfähigkeit des Professors Bedeutung erlangen kann, also dessen Tod gewissermaßen billigend in Kauf nimmt.



Eine Kopie von der Kopie einer Kopie

Es ist für die beliebige und schnelle Verfügbarkeit von Formularen von Vorteil, wenn Kopien angefertigt werden können. Doch nach dem einhundertsten Vervielfältigungsvorgang sind unumgängliche Fußnoten* und kleingedruckte Belehrungen mindestens unleserlich oder bereits in Fortfall geraten, weil die Kopie von der Kopie der Kopie abgezogen wurde. Dabei ist es für das Selbstvertrauen einer Verwaltung eigentlich unerlässlich, daß sich Antragsteller durch das Nichtverfügen über Originalformulare dann mit einfarbigen Kopien selbst distanzieren.

Im übrigen weist jede Kostenrechnung nach, daß bei der Menge der benötigten Formulare die Auszeichnungsfarbdruk- und anschließenden Verteilerkosten incl. Lagerung gegenüber dem Kopieren erheblich günstiger ausfallen. Formularwirtschaft dieser Art ließe jedoch die Kapazitäten der Universitätsdruckerei schnell an ihre Grenze gelangen, und die Eingriffsmöglichkeiten in die Gestaltung wären nur

noch mit langen Vorlaufzeiten auf dem Dienstwege realisierbar.

Es klingt wenig vorstellbar, einen Professor mittels Stempel oder gar handschriftlich sein Institut, den Lehrstuhl und den Namen in das Formular nachtragen zu lassen. Wenn von den Studenten verlangt wird, daß sie sich den Formvorgaben zu unterwerfen haben, damit sich das bewertende akademische Auge nicht beleidigt fühlt, dann darf die Wissenschaftsverwaltung dem nicht nachstehen.

LVwA, OKZ und NF* auch weiterhin

Der eingangs beschriebene hauptamtliche Formulareneugestalter wird sich mit diesen Ansprüchen auseinandersetzen haben und Kompromisse machen müssen. Man/frau* wird ihn hassen oder lieben, je nach eigener „Vorarbeit“. Als Schlußpunkt der Verwaltungsreform werden die neuen Formulare Einzug halten und vielleicht erst mit Druck der Administration durchgesetzt werden müssen. Die Zeit, in der sich Status, Macht und Selbstverständnis eines allgemeinen oder Wissenschaftsbürokraten aus der Gestaltung eines Formulars ablesen lassen, ist damit abgelaufen. Für die Auswahl von Durchsetzungsstrategien der Antragsteller steht dann ein Indiz weniger zur Verfügung.

Steffen C. Meyer



* nichtzutreffendes streichen

Wie kommt das Geld zum Geist?

Über studentische Strategie und Taktik auf dem BAföG-Amt

Rationale Herrschaft zeugt rationale Bürokratie als die ihr angemessene Organisation zur Verwaltung von Staat und Gesellschaft. Wie schon der Stammvater aller Bürokratie-Forschung, Max Weber, feststellte, ist die konsequent durchrationalisierte Verwaltungsbürokratie „nach allen Erfahrungen die an Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit, also: Berechenbarkeit ..., rein technisch zum Höchstmaß der Leistung vervollkommenbare ... Form der Herrschaftsausübung“. All diese Merkmale machen den bürokratischen Apparat zu einer „lebenden Maschine“ (Weber), und um der reibungslosen Abwicklung der Amtsgeschäfte willen verlangt diese tendenziell ebensolches Verhalten von den Verwalteten. Aber nicht jeder gibt sich bürokratisch im Umgang mit der Bürokratie, nicht jeder fügt sich sang- und klanglos ein in deren unpersönliche Welt. Werden auch nicht regelrechte Strategien entwickelt - im Sinne einer insgesamt geplanten Methodik der „Kriegsführung“ -, so lassen sich doch einzelne Taktiken ausmachen. Das Verhalten der Verwalteten gegenüber der Bürokratie zeigt sich in unterschiedlichen Ausführungen zwischen „bürokratisierter“ Anpassung des Individuums an die Verwaltungsbedürfnisse einerseits und gegenrationalem Verhalten andererseits mit dem Ziel, den Menschen hinter dem Schreibtisch zu beeinflussen. So können



die Verwalteten im Entscheidungsfindungsprozeß der „Bürokraten“ auf un-

konventionelle Weise mitbestimmen und gegebenenfalls mehr für sich erreichen.

Um festzustellen, ob dieses auch für Berliner Studierende gilt, schien das BAföG-Amt für alle Berliner Hoch- und Fachschulen eine besonders geeignete Institution zu sein. Wie würden sich Studierende gegenüber dem Verwaltungsapparat und dessen Vertretern verhalten? Würden sie eher ein unterwürfiges oder aufsässiges Verhalten an den Tag legen? Würden sie das Klischee des unbeholfenen Intellektuellen bedienen oder eher das der ständig kompetenten Intelligenzbestie?

Im BAföG-Amt ist die Verteilung des Publikums, ähnlich wie in anderen Berliner Ämtern, gut organisiert, um das

Wahre Anekdote aus der Verwaltungswelt

Es war einmal ein armer Student, dem es beim dritten Anlauf gelang, dem BAföG-Amt (irgendwo in Deutschland) die falsche Berechnung des Einkommens seiner Eltern nachzuweisen und endlich den Beamten dadurch zur besseren Einsicht zu bringen. Verunsichert hielt dieser Rücksprache mit dem Ergebnis: Da das BAföG aus veraltungstechnischen Gründen erst in zwei Monaten nachgezahlt werden kann, möge der arme Student inzwischen einen Kredit bei „seiner“ Hausbank aufnehmen. Zu diesem Behufe - schließlich gewährt keine Bank einen Kredit ohne Sicherheit - erhielt der Student ein formloses Schreiben ausgehändigt, das ihm seinen BAföG-Anspruch bestätigte. Leider gibt es im Bundesausbildungsförderungsgesetz keinen Paragraphen, der es dem armen Studenten erspart hätte, die für die unverschuldete Kreditaufnahme notwendigen Sollzinsen von 14,75% selbst zu zahlen.

AUF DER SUCHE NACH DER KÖNIGSKOBRA

von Lisa+Lula



Sag mal Lisa, was meinst'n Du, was wohl passiert, wenn wir einfach in irgendein ein HUB-Büro gehen und die Bürokratenladies nach total persönlichen Dingen fragen? Zum Beispiel warum sie ein Foto aufstellen oder wasihnen die Bildchen an den Wänden bedeuten?

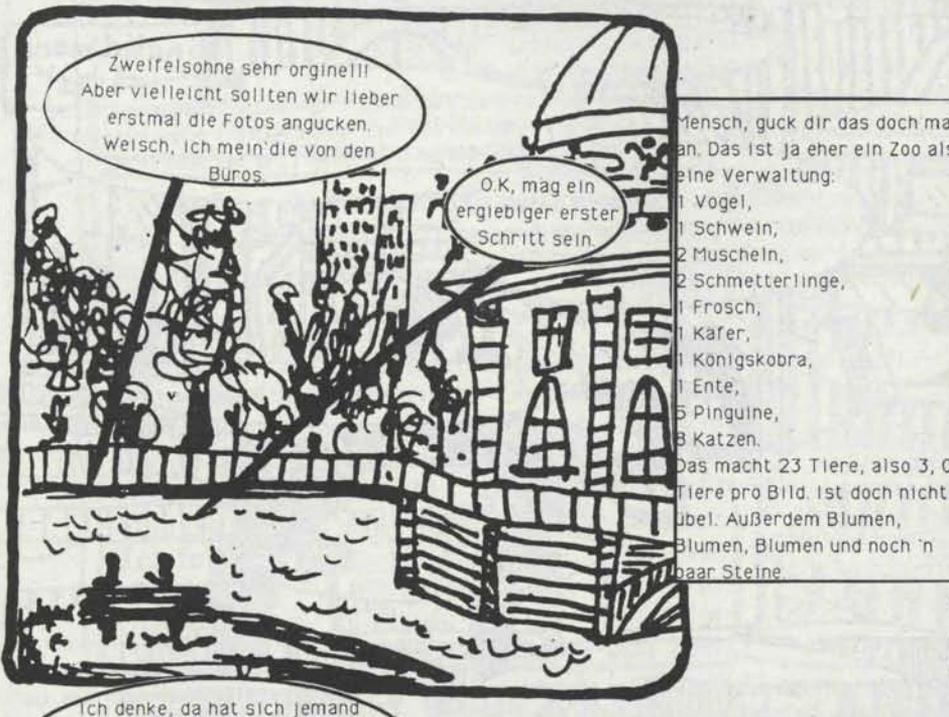
Ha, des weiß Ich doch net. Vielleicht sind die ja super freundlich - war' aber auch möglich, daß die des am End' vermessen finden.

Wir können doch einfach in ein Büro gehen und so tun als ob wir uns nach was erkundigen und dann ganz nebenbei - locker flockig - auf Ihre Bildchen zu sprechen kommen.



Man weiß halt nix genaues. Vielleicht klappt's nicht und die merken, daß wir sie aus unlauteren Motiven befragen. Wie woll'n wir denn überhaupt zum persönlichen Sektor überleiten.

Ich dachte da an die gute alte verbale Technik - einfach fragen!



Zweifelsohne sehr orgineell! Aber vielleicht sollten wir lieber erstmal die Fotos angucken. Weisch, ich mein'die von den Büros

O.K, mag ein ergiebiger erster Schritt sein

- Mensch, guck dir das doch mal an. Das ist ja eher ein Zoo als eine Verwaltung:
- 1 Vogel,
 - 1 Schwein,
 - 2 Muscheln,
 - 2 Schmetterlinge,
 - 1 Frosch,
 - 1 Käfer,
 - 1 Königskobra,
 - 1 Ente,
 - 5 Pinguine,
 - 8 Katzen.
- Das macht 23 Tiere, also 3, 0 Tiere pro Bild. Ist doch nicht übel. Außerdem Blumen, Blumen, Blumen und noch in paar Steine



Hey wow! Schau dir das mal an. Sollten wir uns das nicht mal genauer ansehen?

Au klasse, verspricht in der Tat Spannendes.

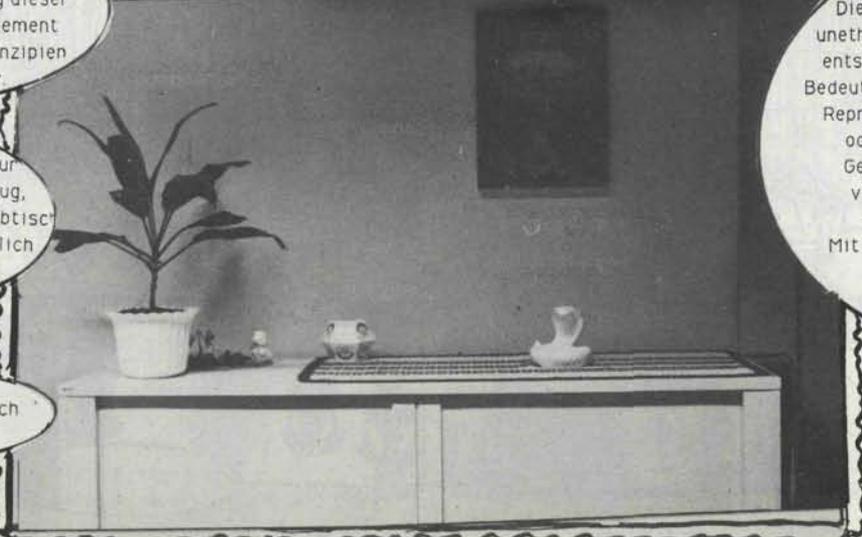
Vielleicht sollten wir das aber erstmal dem Seminar zeigen, oder?

Stimmt, gutes Denkmodell. Laß uns des tun!

Ich denke, da hat sich jemand richtig Gedanken gemacht über die Gestaltung und Anordnung dieser Dinge da. Ja - dieses Arrangement folgt klaren ästhetischen Prinzipien. Es wirkt wie ein Altar.

Ach was - das ist doch nur zusammengesammeltes Zeug, was keiner auf seinem Schreibtisch haben wollte - wahrscheinlich stammt es noch aus DDR-Zeiten

Also - Ich finde es einfach kitschig



Diese Meinung finde Ich sehr unethnologisch. Es ist schwer zu entscheiden ob es eine positive Bedeutung enthält und eine gewisse Repräsentationsfunktion trägt, oder ob es bloß ungeliebte Geschenke sind, die dorthin verbannt wurden. Das kann man so nur spekulieren. Mit C. Geertz würde Ich sagen, da muß man einfach dichter beschreiben.

Amen!

HUMBOLDT UNIVERSITÄT

INFORMATION

Und wie rühlich dich als Pinguin?

Auch nicht schlechter als als Blondine!

Ey Lula, hast du überhaupt des Photo von dem Büro mit der Königskobra dabei?

Na klar, schließlich heißt unser Komik ja Auf der Suche nach der Königskobra.

In der Information

Hallo, können Sie uns weiterhelfen?

Weiß nicht, was gibst denn?

Ahm, und wo ist denn hier renoviert worden?

Ja also, die Humboldt hat achtzig Gebäude und da wird überall renoviert, da müssen Sie schon ein bißchen suchen. Warum interessiert Sie das denn eigentlich?

Wir suchen dieses Büro und vor allem die Kobra da auf dem Photo wissen Sie vielleicht, wo wir die finden können?

Na ja, wir untersuchen halt den Wandschmuck in den Büros und die Königskobra fanden wir irgendwie spannend. Was halten Sie denn von dem Arrangement?

Nein das weiß ich leider nicht. Vielleicht im Winkelmann Institut. den Gang rechts und dann geradeaus. Ach, und da sieht's ja auch so renoviert aus. Die weißen Schranke gibt's nämlich nur in den renovierten Büros, vielleicht haben sie ja da Glück.

Mmh. Sieht doch aus wie Geschenke, oder?

Ah ja. Gar keine schlechte Idee. Auf jeden Fall mal Danke. Wir machen uns dann jetzt mal auf die Suche.

Verzeihung. Sie arbeiten doch hier, könne Sie uns netsagen, wo wir das Büro auf dem Photo hier finden?

Hy, kannst Du uns vielleicht sagen, wo wir dieses Büro mit der Königskobra finden?

Klingt ja interessant

Aber ja, ist ja wirklich äußerst interessant. Diese Vase, die man da hinten auf dem Photo sieht ist 17. oder 18. Jahrhundert aber da kenne ich mich nicht aus. Wir sind hier bei den Archäologen - alles ein bißchen früher, sozusagen prähistorisch he, he

Da müssen sie gehen in die Zwischentage. Da wurde renoviert gerade.

Kann ich das Photo jetzt wiederhaben?

Danke.

Aha, sehr spaßig!

Na klar. Viel Spaß noch bei eurer ominösen Suche!

Findsch echt?

Danke, den ham wir schon!

In der Allgemeinen Abt.

Guten Tag, Verzeihung. Sie sind von der Allgemeinen Abteilung?

Ja, in der Tat, das bin ich.

Ich kann hier nix finden!

Ey Lisa guck mal hier ist die Allgemeine Abteilung. Weiß Du wofür die zuständig ist?

Nei, keine Ahnung, woll'n wir net einfach mal fragen?

Aha, das ist ja wunderbar. Wir haben uns nämlich gefragt, was die Allgemeine Abteilung überhaupt macht. Können Sie uns das bitte sagen?

Jaaa, mmhm. Wer sind Sie eigentlich? Ich meine, studieren Sie an der Humboldt?

Aber ja, mit dem gröschten Eifer.

Na klar, wir sind ja schließlich cool!

Wie schön. Na gut, dann setzen sie sich mal.

Also die Allgemeine Abteilung besteht aus fünf Referaten: Dem Beschaffungsreferat, dem Transportreferat, dem Referat für Post, dem Referat für Gästezimmer und der Objektverwaltung.

Das Referat für Beschaffung besorgt alles von der Büroklammer, bis zu den teuersten medizinischen Geräten. Die Finanz machen Kostenvoranschläge und dann wird ein Angebot genommen. Es wird nicht das billigste genommen, sondern das Günstigste. Die Objektverwaltung kümmert sich um die Instandhaltung aller Gebäude der Humboldt-Universität. Das Postreferat organisiert die Hauspost und die Telefonverteilung. Das Gästezimmer kümmert sich um Wohnungen, die Unionsangehörige und Gäste der Universität sind. Hier werden aber zur Zeit einig...

Aha, das ist ja interessant!

Wollen Sie das jetzt noch genauer wissen?

Ahmm. Na jaa. War's das nicht schon?

Das Referat für Beschaffung besorgt alles von der Büroklammer, bis zu den teuersten medizinischen Geräten. Die Finanz machen Kostenvoranschläge und dann wird ein Angebot genommen. Es wird nicht das billigste genommen, sondern das Günstigste. Die Objektverwaltung kümmert sich um die Instandhaltung aller Gebäude der Humboldt-Universität. Das Postreferat organisiert die Hauspost und die Telefonverteilung. Das Gästezimmer kümmert sich um Wohnungen, die Unionsangehörige und Gäste der Universität sind. Hier werden aber zur Zeit einig...

Ach ja, warum wir eigentlich hier sind, Sie haben uns ja nun so nett Auskünfte erteilt. Können Sie uns dann vielleicht auch noch helfen in Sachen Königskobra?

Ach die Königskobra - natürlich - was wollen Sie denn da wissen?

Nur wo wir sie finden können.

Die finden sie in Raum 204.

Nun gut. Vielen Dank.

Raum 2043 Im Raum 2043

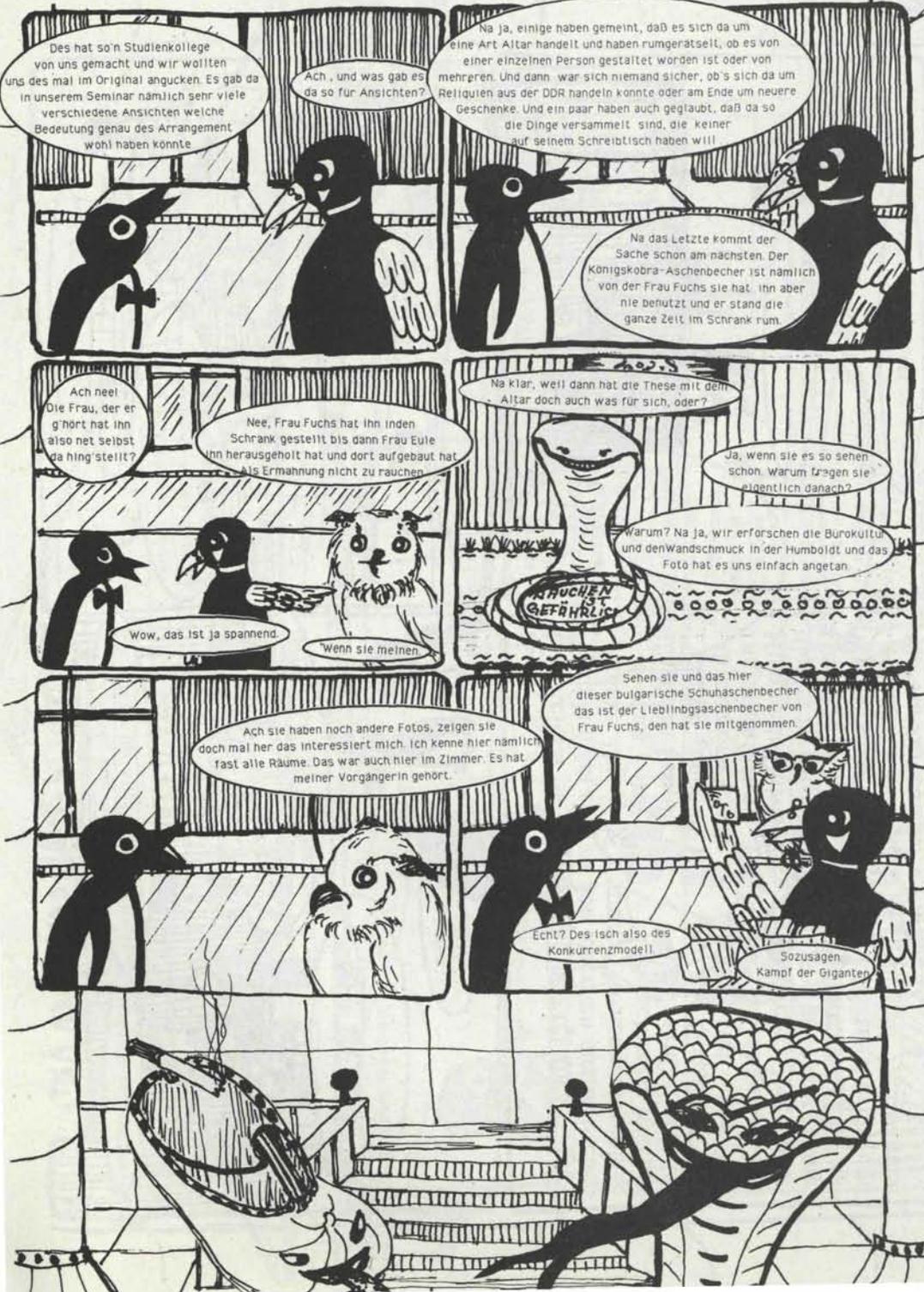
Bitte? Wieso denn uns?

Genau Sie haben wir gesucht!

Huch, das ist ja hier bei uns!

Ach, wo haben Sie denn das her?

FOTO



Des hat so'n Studienkollege von uns gemacht und wir wollten uns des mal im Original angucken. Es gab da in unserem Seminar nämlich sehr viele verschiedene Ansichten welche Bedeutung genau des Arrangement wohl haben könnte

Ach, und was gab es da so für Ansichten?

Na ja, einige haben gemeint, daß es sich da um eine Art Altar handelt und haben rumgerätselt, ob es von einer einzelnen Person gestaltet worden ist oder von mehreren. Und dann war sich niemand sicher, ob's sich da um Reliquien aus der DDR handeln könnte oder am Ende um neuere Geschenke. Und ein paar haben auch geglaubt, daß da so die Dinge versammelt sind, die keiner auf seinem Schreibtisch haben will!

Na das Letzte kommt der Sache schon am nächsten. Der Königskobra-Aschenbecher ist nämlich von der Frau Fuchs sie hat ihn aber nie benutzt und er stand die ganze Zeit im Schrank rum.

Ach nee! Die Frau, der er gehört hat ihn also net selbst da hing'stellt?

Nee, Frau Fuchs hat ihn inden Schrank gestellt bis dann Frau Eule ihn herausgeholt hat und dort aufgebaut hat. Als Ermahnung nicht zu rauchen.

Na klar, weil dann hat die These mit dem Altar doch auch was für sich, oder?

Ja, wenn sie es so sehen schon. Warum fragen sie eigentlich danach?

Warum? Na ja, wir erforschen die Büroklutur und den Wandschmuck in der Humboldt und das Foto hat es uns einfach angetan.



Wow, das ist ja spannend.

Wenn sie meinen

Ach sie haben noch andere Fotos, zeigen sie doch mal her das interessiert mich. Ich kenne hier nämlich fast alle Räume. Das war auch hier im Zimmer. Es hat meiner Vorgängerin gehört.

Sehen sie und das hier dieser bulgarische Schuhaschenbecher das ist der Lieblingaschenbecher von Frau Fuchs, den hat sie mitgenommen.

Echt? Des isch also des Konkurrenzmodell?

Sozusagen Kampf der Giganten

Das leuchtet mir ein - allerdings - erinnerst du dich an die Frau, die so auf Pinguine stand? Die hat jede Verniedlichung ihres Arbeitsplatzes und der zugegebenermaßen nicht sehr attraktiven Stahlschranke abgelehnt. Sie hat ausdrücklich positiv über die DDR-Stahlschrank-Ästhetik gesprochen, weil sie weniger verlogen sei. "Arbeit ist Arbeit und Schnaps ist Schnaps" das war doch im Grunde ihr Motto.

Hab' ich, Hab' ich, zum Beispiel ist mir aufgefallen, daß die Damen ja mit ihren ganzen Tierbildern positive Zeichensetzen. Es scheint ihnen etwas daran zu liegen, eine freundliche Atmosphäre zu schaffen. Sie haben ja selber gesagt, daß Tiere und Kinder ebenso etwas unschuldiges ausstrahlen. Also, ich resümiere: Diese possierlichen Tierchen haben etwas mit Gefühlen zu tun und bilden damit ein Gegengewicht zu der versachlichten und rationalisierten Bürokratieloge.

In diesem Punkt gingen die Meinungen wirklich auseinander. Eine andere Bürokratieloge fand die neuen Freiheiten nämlich gut.

Daran zeigt sich doch der ganze Konflikt um die Büroklutur. Wird suggeriert, die Angestellten könnten frei gestalten, baut sich eine Lüge auf, denn in den entscheidenden Fragen können sie eben nicht frei entscheiden. Stehen andererseits nur Stahlschranke rum, ist die Arbeitsatmosphäre auch nicht gerade toll - ein Dilemma.

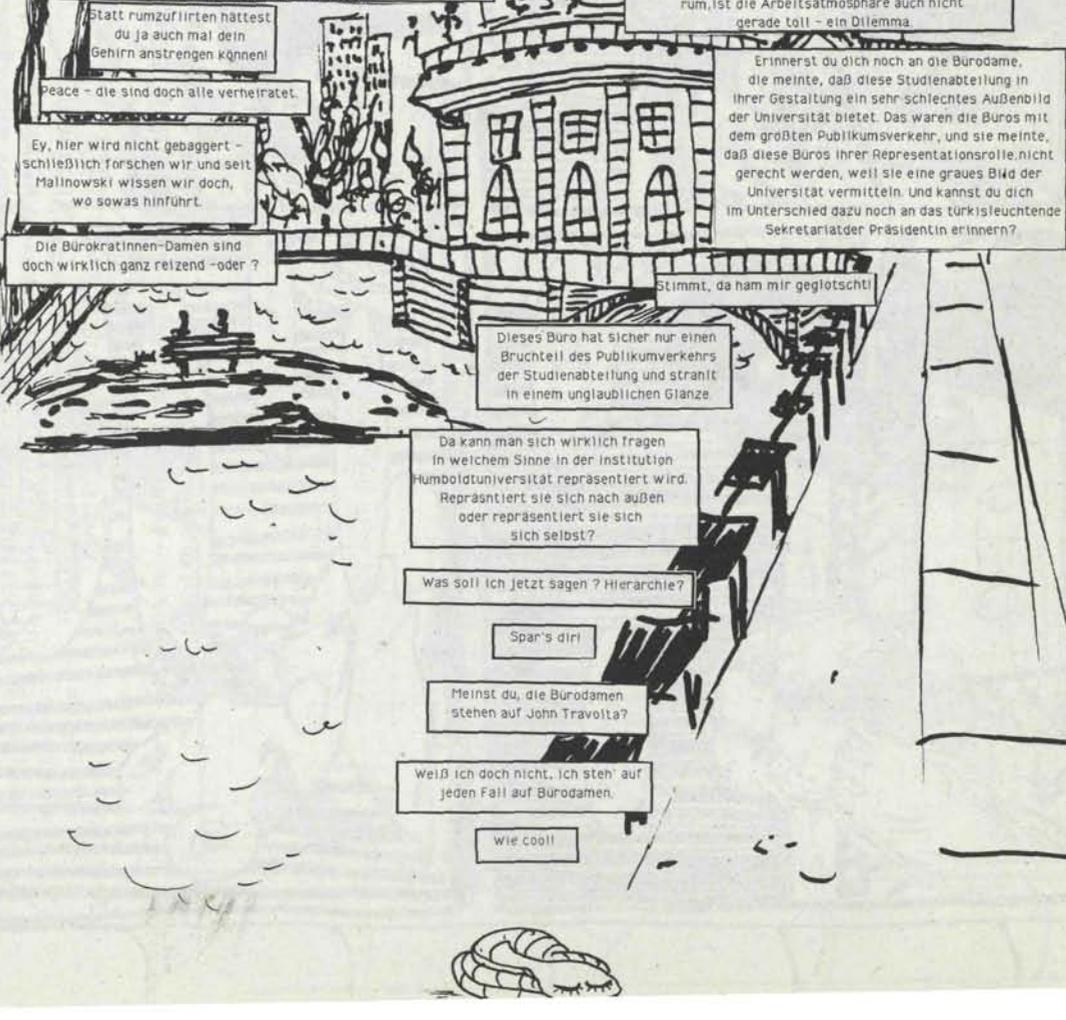
Statt rumzufilten hättest du ja auch mal dein Gehirn anstrengen können!

Peace - die sind doch alle verheiratet.

Ey, hier wird nicht gebaggert - schließlich forschen wir und seit Mallnowski wissen wir doch, wo sowas hinführt.

Die Bürokratiinnen-Damen sind doch wirklich ganz reizend - oder?

Erinnerst du dich noch an die Bürodame, die meinte, daß diese Studienabteilung in ihrer Gestaltung ein sehr schlechtes Außenbild der Universität bietet. Das waren die Büros mit dem größten Publikumsverkehr, und sie meinte, daß diese Büros ihrer Repräsentationsrolle nicht gerecht werden, weil sie eine graues Bild der Universität vermitteln. Und kannst du dich im Unterschied dazu noch an das türkisleuchtende Sekretariat der Präsidentin erinnern?



Stimmt, da ham mir geglotscht!

Dieses Büro hat sicher nur einen Bruchteil des Publikumsverkehrs der Studienabteilung und strahlt in einem unglaublichen Glanze.

Da kann man sich wirklich fragen in welchem Sinne in der Institution Humboldtuniversität repräsentiert wird. Repräsentiert sie sich nach außen oder repräsentiert sie sich selbst?

Was soll ich jetzt sagen? Hierarchie?

Spar's dir!

Meinst du, die Bürodamen stehen auf John Travolta?

Weiß ich doch nicht, ich steh' auf jeden Fall auf Bürodamen.

Wie cool!

hohe Publikumsaufkommen regulieren zu können. Die Antragstellenden werden nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens in Gruppen eingeteilt. Die ersten drei Buchstaben sind für die Zuordnung zu einem bestimmten Zimmer entscheidend; dementsprechend ist das Alphabet in vier Stockwerke zu je zwei Seitengängen und also acht Abteilungen aufgliedert. So ist es der Studentin X beispielsweise nicht möglich, einer Empfehlung ihrer Freundin zu folgen und eine als besonders entgegenkommend bekannte Sachbearbeiterin aufzusuchen. Gleichmaßen können sich die „Bürokraten“ ihre Kunden nicht aussuchen. Parallel zum räumlichen ist auch der zeitliche Zugang streng geregelt: Sprechzei-

ten sind nur dienstags und freitags von 10 bis 13 Uhr vorgesehen.

An einem dieser Tage um die Mittagszeit kann man in einem der langen, schmucklosen, wenn auch gut beleuchteten Gänge die vier Studierenden Mirko Schw., Eva Schw., Hannes Schw. und Lea Schw. nebeneinander an der Wand sitzend vorfinden - selbst wenn sie sich zwangloser gruppieren wollten, wäre eine andere Anordnung wegen der festmontierten Sitzgelegenheiten gar nicht möglich. Hier hat man offenbar schon im Vorfeld für Disziplin sorgen wollen.

Eva mußte zum wiederholten Male in die Sprechstunde der zuständigen Sachbearbeiterin kommen, um widersprüch-

liche Angaben zu entwirren, welche sich aus den mangelhaften Unterlagen des Finanzamtes über ihren Vater ergaben. In die erste Sitzung war sie ganz unbefangen hineingegangen: „Ich bereite mich gar nicht vor ... Ich weiß, wie ich Anträge auszufüllen habe.“ Sie sieht keinen Grund, sich über Form und Inhalt der Beratung zu beklagen. Sie sieht sich aber auch außerstande, die Unstimmigkeiten in den von ihr mitgebrachten Unterlagen aufzuklären; lieber umgeht sie die aus der Sachlichkeit und Objektivität des Amtes erwachsenden Probleme. „Mir ist das zu dumm, zweimal zu fragen.“ Folgerichtig fügt sie hinzu: „Ich würde nie eine Beratungsstelle aufsuchen.“ Nie? „Na gut, wenn ich mal solche schweren Probleme wie ein Ausländer hätte ...“ (Solch ein Problemdruck kann also einem Inländer gar nicht passieren?) Und schließlich würde der konkrete Knackpunkt nicht bei ihr liegen, sondern beim Finanzamt ihrer Heimatstadt. Auch die Sachbearbeiterin habe alle ihre Möglichkeiten zweifellos ausgeschöpft, obwohl: „So ganz genau weiß ich nicht, was sie von mir will.“

Welche Seite muß nun bei diesem Stand der Dinge Initiative zeigen? Die Behörde? Aber hat Eva nicht auch gemeint, die Problemlösung liege im Aufgabenbereich des Antragstellenden? Also der Antragsteller? Noch einmal gelingt es ihr, sich aus dem „Vorgang“ herauszuhalten: „Ich sehe eher die Schuld bei meinem Vater.“ Eva, wie lange noch willst du der unvermeidlichen Auseinandersetzung zwischen Einzelnem und Gesellschaft aus dem Wege gehen, indem du dem Verwaltungsapparat uneigennütziges Agieren in einem machtfreien Raum unterstellst? Ab welchem Umfang staatlicher Geldverweigerung wird für dich der Schmerz spürbar?

So weit würde es Lea erst gar nicht kommen lassen. Sie strebt nach einer ständigen Erweiterung ihrer Gesetzes- und Bürokratieerfahrung. „Versuche doch, so wie ich es tue, dich rechtlich schlau zu machen.“ Natürlich ist Lea der erfolgreiche Umgang mit den Behörden nicht in die Wiege gelegt worden, da sie wie wir alle eher als ein Bündel von Irrationalitäten denn als die Inkarnation von „Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit“ (siehe weiter oben) auf die Welt gekommen ist. Anfangs war sie stark emotional engagiert, der Frust ließ sie sachlicher werden. „Mittlerweile hat sich bei mir eine ziemliche Gelassenheit breitgemacht ... erst beim dritten oder vierten mal ist eine

Exkurs: Aus der Erfahrungskiste der studentischen BAföG-Beratung

Wenn sich der unbefangene Studierende die Informationsbroschüre der Bundesregierung „BAföG '93/'94. Gesetze und Beispiele“ naiv zu Gemüte führt (Zitat aus dem Vorwort des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft: „... wird dem einzelnen - unabhängig von der wirtschaftlichen Situation seiner Familie - die Ausbildung ermöglicht, die seiner Neigung, Eignung und Leistung entspricht“), so kann er sich in § 41, Abs. 3, darüber informieren, daß „das Amt für Ausbildungsförderung die Auszubildenden und ihre Eltern über die individuelle Förderung der Ausbildung nach bundes- und landesrechtlichen Vorschriften zu beraten (hat)“. Daß diese Beratungspflicht dem Beratungsbedarf nicht immer gerecht wird, andars gesagt: daß die Interessen der Verwaltung nicht in jedem Falle die Interessen der Verwalteten sind, gibt der studentischen BAföG-Beratung ihre Daseinsberechtigung. Jedoch hebt das nicht einen gewissen Begründungszwang dieser Einrichtung gegenüber der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung bzw. der Uni-Leitung auf. Zudem gibt es Animositäten zwischen der studentischen BAföG-Beratung und dem staatlichen BAföG-Amt. (Inoffizielle Meinung des Amtes: Hilfe für Mittelerschleicher; inoffizielle Meinung der studentischen Beratung: Wir sind das Alibi für die Beratungspflicht der BAföG-Amts-Leitung.)

Nach den Erfahrungen des Beraters, selbst ein älteres Semester und angehender Jurist, sind jene Studierenden, die zur Beratung kommen, nur die Spitze des Eisbergs. Dominierend sind „ein Manko im juristischen Wissen der Studierenden und eine generelle Abneigung gegen die Verwaltung“. Vernünftiger wäre aber eine Einstellung, welche die Verwaltung als ein Werkzeug zur Interessendurchsetzung gegen den Staat versteht.

Mut machen zum Dranbleiben, heißt die Beratungsdevise:

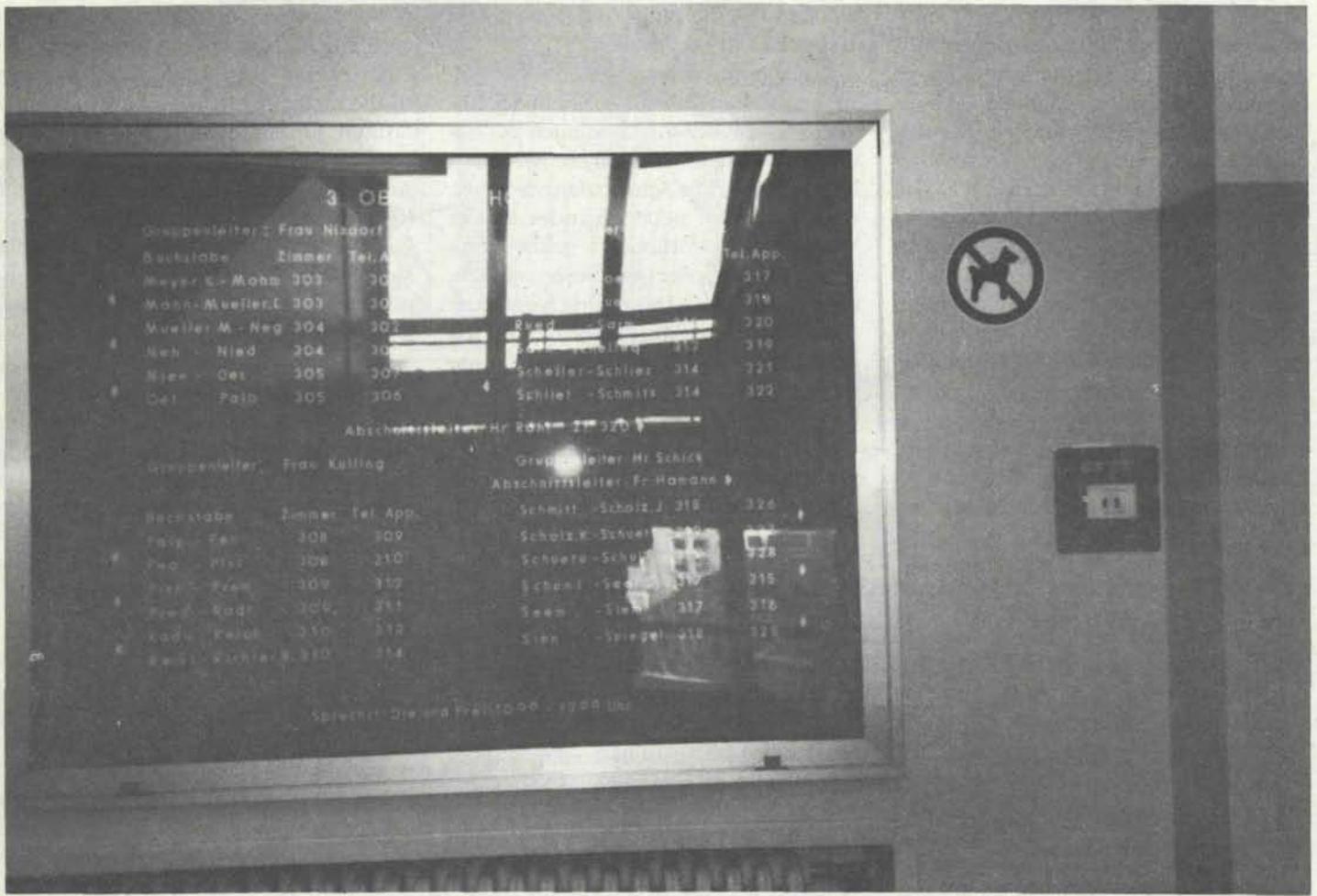
↳ Um den Ermessensspielraum der Verwaltung auszunutzen, ist die Betonung des Einzelfalles förderlich;

↳ explizit dargestellte Gewissensentscheidungen können einen psychologischen Druck auf die Sachbearbeiter ausüben;

↳ wegen deren begrenzten Überblicks sollte man sich gegebenenfalls an den Gruppenleiter wenden, der jederzeit für Ratsuchende zur Verfügung stehen muß;

↳ zuweilen werden Verschweigungstips zur Verfügung gestellt.

Offt sei es der uneingestandene Wunsch von Studierenden, die Paragraphen als Schutzschirm zu benutzen, um einer direkten, persönlichen Diskussion mit dem Beamten aus dem Wege zu gehen. Extremes Anspruchsdenken und maximale Paragraphen-Ausschlachtung hat folgender Typus entwickelt: „Wessis im 15. Semester treten auf, als wenn wir ein Dienstleistungsunternehmen für ihre ganz linken Dinger wären.“



„kreative Wandlung in der Kommunikation zu sehen.“ In einer Folge schriftlicher Widersprüche sah sie einst ihre Chance, „allerdings suche ich jetzt den Konsensweg, auch wegen des Zeitaufwandes mache ich Abstriche von den Maximalforderungen“. Inzwischen bemüht sich Lea also, alle irrationalen Empfindungselemente aus dem einer „Entmenschlichung“ unterliegenden Amtsgeschäft herauszuhalten, um so besser mit dem „menschlich unbeteiligten, daher streng sachlichen Fachmann“ (Weber) bzw. der Fachfrau zurechtzukommen. Wie sich zeigt, ist Lea ein schönes Beispiel für jenen Typ Power-Frau, der sich nebenbei eine regelmäßige Stählung seines Selbstbewußtseins durch Erfolge bei den Behörden holt. Daß dieses Verhalten einer sittigenden Bändigung unterliegt, zeigt folgender, von Lea verinnerlichter kategorischer Imperativ: „Ich kann nie jemandem gegenüber mit der Taktik auftreten, die ich selber ablehnen würde, wenn man sie mir gegenüber anwendet.“

Weil sie sich nicht einbildet, alle nötigen und unnötigen Erfahrungen allein machen zu müssen und allein zu verarbeiten, berät sie sich ständig mit anderen Studierenden. Jedoch helfen diese

informellen Gespräche nicht immer weiter. Als Lea einen Fachrichtungswechsel beschlossen hatte, wofür sie einer angemessenen Begründung bedurfte, um weiterhin Fördergelder zu erhalten, suchte sie die studentische BAföG-Beratung auf. „Die haben den juristischen Background.“

Ebenso wie Lea bemüht sich auch Hannes darum, auf die Sachbearbeiter einzuwirken. Evas Ergebnis in die Bürokratie hält er nicht für nachahmenswert. Sie wird nun wohl täglich zum Amt eilen, um mit immer neuen Unterlagen dazu beizutragen, ihren Fall zu lösen. Da erfahrungsgemäß aber jeder Studierende im Laufe seiner Förderungszeit mindestens zweimal zu den komplizierten Fällen gehören wird - Gespräche auf dem Korridor des Amtes bestätigen Hannes dieses -, will er, wenn es ihn das nächste mal erwischt, seine Weiterförderung ohne große Verzögerung durchsetzen. Vor zwei Semestern, als er die Bescheinigung über den erfolgreichen Abschluß des Grundstudiums ordnungsgemäß seiner Sachbearbeiterin vorlegte, geschah das Unerwartete: die Ablehnung, weil die Namen der Profs auf der Bescheinigung nicht mit der BAföG-Amtsliste der unterschritts-

berechtigten Personen übereinstimmten. Er bemühte sich selbst um eine Klärung, schließlich ging es ja um sein „Bares“; eine Auszahlungsverzögerung um mindestens einen Monat war jedenfalls nicht mehr zu vermeiden. Zunächst davon ausgehend, daß das Amt sich nicht irren kann, erklärte Hannes dem Sekretariat seines Fachbereiches, daß dort wohl nicht klar wäre, wer offiziell dazu berechtigt sei, Studierenden den Abschluß ihres Grundstudiums zu bescheinigen. Nach mehreren Laufereien und längeren Diskussionen mit dem Sekretariat stellte sich heraus, daß das BAföG-Amt sich in seinem Urteil fälschlicherweise auf eine veraltete Liste der Unterschriftsberechtigten stützte.

Mit Ausdauer und kriminalistischem Gespür kommt der Berechtigte zwar auch zu der ihm zustehenden Förderung, aber in Zukunft will Hannes solche Anstrengungen vermeiden. Als Hilfsmittel will er weniger Paragraphen als List und Charme einsetzen. Er würde nun auch moralische und legale Grenzen ein, zwei Schritt weit überschreiten; Tricksen ist für ihn bis zu einer gewissen Grenze möglich: „Ich habe da einen individuellen Rahmen.“

Hannes Verhalten wird jetzt noch stär-



ker von seinen Vorurteilen gegenüber den „verstaubten Bürokraten“ geprägt. Diesen paßt er sich lieber an, sobald er in ihre Nähe kommt: „Ich darf meine Jeans von Calvin Klein nicht anziehen, weil der 'unflexible Paragraphenhengst' zur Meinung kommen könnte, daß ich kein BAföG mehr brauchte.“ Gegebenenfalls bemächtigt sich Hannes der Rolle des Schutz- und Hilfsbedürftigen - und dieser wirkt nun mal besser in einfacher Kleidung -, um bei den Sachbearbeiterinnen und -bearbeitern Mutter- oder Gönnerinstinkte zu wecken. Bei schwierigen Nachfragen der Gegenseite schaut er erst mal „betröpelt“, bevor er sich um eine Lösungsfindung bemüht. Auf diese Weise hofft er, zu seinem Vorteil Sand ins Getriebe der bürokratischen Entmenschlichung zu streuen, denn selbst ein noch so trockener Bürokrat kann sich nicht auf Dauer hermetisch vor Emotionen verschließen (Ausnahmen bestätigen die Regel).

Die Anpassung von Hannes geht Mirko viel zu weit; ebensowenig hat er Verständnis für die Ruhe, Geduld und Duldsamkeit, die seiner Ansicht nach Eva und Lea an den Tag legen. Sein Rechtsverständnis orientiert sich zu gleichen Teilen an Informationsschriften wie

an seinem Gerechtigkeitssinn. Als Ausländer machte er schlechte Erfahrungen mit der Auslandsabteilung der HUB: „Die haben meine Aufenthaltserlaubnis angezweifelt, obwohl ich schon mehrere Semester im Westen studiert hatte.“ Anstatt sich auf die Logik der Behörde einzulassen und alle benötigten Dokumente ohne Murren nachzureichen, pocht Mirko auf die Logik der Vernunft, weil doch alles deutlich auf die Existenz einer Aufenthaltsgenehmigung hinweise.

Seine Meinung über die Verwaltung fällt erwartungsgemäß wenig positiv aus: „Eine häßliche Bürokratie ist das ... die haben keine Ahnung von nichts ... keiner weiß, wo's langgeht, die Verantwortung wird ständig herumgeschoben.“ Zum Teil erklärt er die Situation, die er mit seinen Erfahrungen an westdeutschen Unis vergleichen kann, durch die Umstrukturierung, welche sich nach der Implosion der DDR in alle Bereiche der Ost-Verwaltung vorankämpfte. „Im Westen sind sie viel flexibler.“

Mirko bemüht sich darum, im ersten Anlauf die Distanz zum Sachbearbeiter zu überwinden, um normal über eventuelle Probleme sprechen zu können. Dies gelinge allerdings selten. Auch an Beratung mangle es, obwohl der Sachbear-

beiter aus der Aktenlage weitere Möglichkeiten erschließen könnte.

Weil für ihn der Weg zur Kooperation mit der Verwaltung meist verschlossen war, sucht Mirko neue Wege zur Durchsetzung seiner Interessen. Ihm liegt es mehr, auf die Abwehrmechanismen des Menschen im Bürokraten einzuwirken statt auf die Mutterinstinkte: Bringe den Beamten dazu, einzusehen, daß der Weg des geringsten Widerstandes in der Verwirklichung deiner Interessen besteht. „Ich bin stressig geworden - dann läuft es, wenn man sie unter Druck setzt.“ Seine persönliche Taktik hat Mirko schon erfolgreich praktiziert: „Ich gehe nicht eher raus, bis sich etwas tut. Dadurch werden sie nervös, vor allem, wenn draußen zwanzig Leute warten.“

Not macht erfinderisch, besser gesagt: Verwaltet-Werden macht erfinderisch. Der schlaglichtartige Einblick in das Spektrum studentischer Verhaltensweisen, An- und Einsichten vor und hinter der Bürotür läßt uns ahnen, wie folgendes Zitat von einem, der es als Büro-Angestellter wissen mußte, gemeint ist: „... das Büro ist doch nicht irgendeine beliebige dumme Einrichtung ... es ist mehr phantastisch als dumm...“ (Franz Kafka)

Tanja Küppers/Matthias Kehl

Außer sich

Frauen zu Furien - Männer zu Mäusen

Frauen zu Furien

„Bürokratie ist was für Angepaßte oder Doofe. Oder für angepaßte Doofe. In jedem Fall hat das Sich-In-Der-Bürokratie-Bewegen für manche Menschen lebenssinngewendenden Charakter. Wenn sie's nicht müssen, versteht sich! Wollen will sowieso keiner. Wer's muß, hat ohnehin von vornherein verloren, weil er oder sie oder sie oder er unter Garantie an eines jener archetypischen Monstren gerät, die in der Überzeugung

Wahrnehmungen aus zweiter Hand versorgt. Aus zweiter Hand. Über Frauen und Männer. Dies sei ausdrücklich betont. Es handelt sich bei der Beschreibung folgerichtig nicht um meine Meinung. Echt ehrlich.

Frauen, so bemerkten die Sachbearbeiterinnen übereinstimmend,

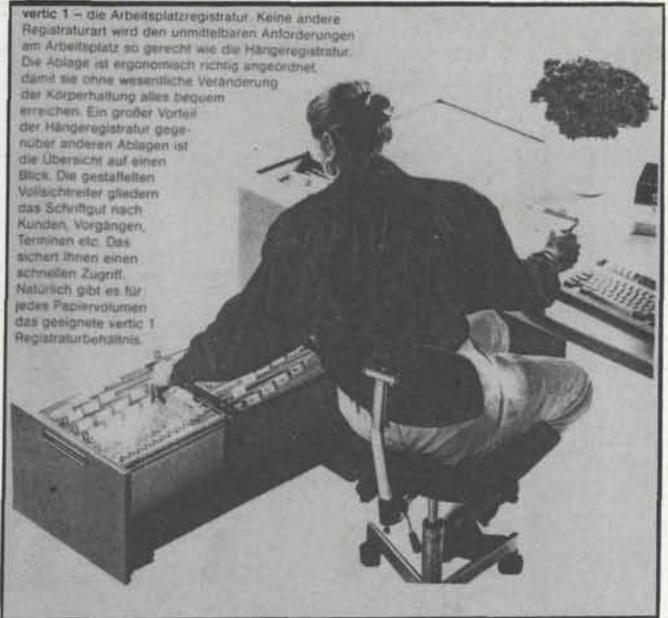
„Akten und kontinuierlicher Betrieb durch Beamte zusammen ergeben das Bureau als den Kernpunkt jedes modernen Verbandshandelns.“

Max Weber

leben, nur sie allein hätten die Fäden in der Hand, den Daumen am Hebel, den ganz großen Durchblick, alle Weisheit dieser, ihrer bürokratisierten Welt mit Löffeln gefressen und könnten, kraft dieses Anspruchs, darüber entscheiden, wer oder wer nicht bereichert bzw. erfolgreich den Verwaltungstempel verhält. Auf schockierende Weise mutieren völlig normal anmutende Sachbearbeiterinnen wie in Extase zu nicht mehr aufzuhaltenden Schlachtenlenkern und sind für jederman und -frau gänzlich unerwartet in der Lage, jener bedrohlichen Flut von hinterhältigen, verlogenen und dreisten Antragstellern nicht nur ihre unvollständigen Formulare um die Ohren - nein - sondern sie sogar mit deren mühsam gesammeltem Durchhaltevermögen in die Flucht zu schlagen. Und bis in die nächste Wüste mit geladener Heftklammer zu verfolgen. So sieht's doch aus! Machen wir uns doch nichts vor! Man hat echt zu leiden. Als Frau.“

So oder ähnlich stelle ich mir die ausformulierten Ansichten einer Frau vor, die soeben einen unvollständigen und terminlich total verträdelten Antrag bei einer x-beliebigen Behörde gestellt hat. Jedenfalls seit ich mit diversen Sachbearbeiterinnen zum Thema „Durchsetzungsstrategien in der Bürokratie im Geschlechtervergleich“ gesprochen habe. Seitdem bin ich mit Eindrücken und

wären im Auftreten häufig unbeherrscht, ganz allgemein unfreundlich und aggressiv. In Ausnahmefällen könne man fast schon von zickig sprechen. Insgesamt würden sich Frauen als uneinsichtig erweisen. Auf die Frage, wie das denn käme, wußte keine so recht eine Antwort. Die Vermutung wurde geäußert, daß es womöglich einen Zusammenhang zwischen Terminvorgaben sowie Art und Umfang benötigter Unterlagen gäbe. Frauen würden bevorzugt wie eingangs beschrieben reagieren, wenn Termine hoffnungslos überschritten oder benannte Forderungen nicht von ihnen „erfüllt werden konnten“. Manchmal reiche aber auch die bloße physische Anwesenheit der Sachbearbeiterin, um einen gepflegten Wutausbruch zu provozieren. Solcherlei geschähe, wie eine Sachbearbeiterin meinte, bevorzugt Akademikerinnen, „.... die sich wohl für was besseres halten!“. Die Ansicht, daß Sachbearbeiterinnen simple Zuarbeiterinnen wären, scheinete sich proportional zur Steigerung des Bildungsniveaus in den Köpfen zu festigen. Dieses komplexe Thema, könnten auch Berichte von Frauen, die sich auf der anderen Seite des Tresens einfinden, erhellen. Der Schwerpunkt in den „Erzählungen aus den inquisitorischen Folterkammern der Deutschen Bürokratie“, liegt konsequenterweise nicht



vertic 1 - die Arbeitsplatzregistratur. Keine andere Registraturart wird den unmittelbaren Anforderungen am Arbeitsplatz so gerecht wie die Hängeregistratur. Die Ablage ist ergonomisch richtig angeordnet, damit sie ohne wesentliche Veränderung der Körperhaltung alles bequem erreichen. Ein großer Vorteil der Hängeregistratur gegenüber anderen Ablagen ist die Übersicht auf einen Blick. Die gestaffelten Vollschreiber gliedern das Schriftgut nach Kunden, Vorgängen, Terminen etc. Das sichert Ihnen einen schnellen Zugriff. Natürlich gibt es für jedes Papierformat das geeignete vertic 1 Registraturbehältnis.

auf dem Inhaltlichen, dem „Warum war ich da“ oder „Was wollte ich erreichen?“ sondern vielmehr in der Beschreibung jener furchtbar abstoßenden Lebensform, der frau völlig ausgeliefert gegenüber stand, die „gleich von Anfang an total unfreundlich war und mir echt den ganzen Tag versaut hat!“ und die auch für die sich anschließende, fast schon kriegerische Auseinandersetzung verantwortlich sei. Kein Wort von den eigenen Befindlichkeiten, mit keiner Silbe wird erwähnt, daß es vielleicht ganz gut gewesen wäre, zwei Wochen früher und mit allen erforderlichen Unterlagen zu erscheinen. Spätestens hier drängt sich





Dies läßt sich auch mit folgender, selbst erlebter Geschichte belegen. Als ich meine Bafög-Unterlagen beim Bafög-Amt abgeben wollte, nahm mich eine ältere, strenge Frau in Empfang. Ungefähr so, wie man die Lieferanten von Möbel-Höfner in Empfang nimmt, wenn sie einem die achte falsche Küche zwölf Monate nach dem vereinbarten Liefertermin vorbeitragen. Der Ton dieser Frau war direkt und ließ keinen Platz für eine Bemerkung oder gar irgendeine Widerrede. Ich wollte gerade die rechte Hand zum Gruß an meine Schläfe

schmettern, als ich zu mir kam und feststellte, daß ich verdächtig aufrecht stand. Ich versuchte gleichermaßen kernig wie kooperativ zu klingen und rettete, was zu retten war. Ich selbst war ich allerdings nicht.

Auf jeden Fall deckt sich die Aussage der Sachbearbeiterinnen mit meiner unmittelbaren Erfahrung. Und hat somit vielleicht einen allgemeineren Wert. Männer scheinen deshalb erfolgreicher in bürokratischen Belangen zu sein, weil sie besser funktionieren. Männer bringen angeblich pünktlich und zumeist vollständig, was von ihnen gefordert wird. Wenn sie es nicht bringen, so ist die einhellige Meinung die, daß sie wenigstens einsichtig sind. Von wegen frech kommt weiter.

Ich stelle mir den Ablauf des Abschlusdialogs in einer Amtsstube ungefähr so vor: Sachbearbeiterin: „Sagen Sie mal, wie alt waren Sie eigentlich bei Ihrer Einsegnung?“ Antragsteller: „Dreizehn. Wieso?“ Sachbearbeiterin (schlägt sich vor Lachen auf die Schenkel): „Das sieht man Ihrem Anzug wirklich an!! Darf ich Ihnen die Tür aufmachen?“ Antragsteller: „Danke. Sehr freundlich von Ihnen. Aber war-

um?“ Sachbearbeiterin (mit tränen-erstickter Stimme): „Weil Sie in Ihrer momentanen Haltung nicht an die Klinke rankommen!!!!“

Angepaßt muß man sein. Nur angepaßt kommt man voran. Männer haben eindeutig eine Strategie, wenn es um Erfolg in bürokratischen Belangen geht. Aber beileibe keine Durchsetzungsstrategie. Durchsetzen hat was mit kämpfen zu tun. Davon habe ich aber während der gesamten Recherche nichts gehört oder wahrgenommen. Bestenfalls den großen Anbiederwillen als Strategie kann man hier attestieren.

Abschließend muß festgestellt werden, daß ganz normale Frauen und Männer in verheerend deutlicher Weise ihren Aggregatzustand wechseln, sobald sie mit den Bürokraten direkt konfrontiert sind. Offensichtlich brauchen wir eine Strategie. Strategie. Das klingt nach Krieg, nach Angriff und Verteidigung.

Bürokratie ist Macht. Das klingt nach Rückzug und nach Kollaboration. Wenn man auf der falschen Seite steht. Wir sind nicht wir selbst. Bürokraten üben Macht auf uns aus. Aus!

Oliver Cieslik

Männer zu Mäusen

Wie diese niedlichen, kleinen Nager erfreuen sich Männer spätestens dann an einer recht bodennahen Fortbewegungsart, wenn sie in innigeren Kontakt zu den Vertreterinnen der Kaste der Bürokraten treten. Männer seien sortierter, würden irgendwie beherrscher an das Problem herangehen, sagen die befragten Sachbearbeiterinnen. Männer seien ruhiger; aber auch einsichtiger und freundlicher. Einmal fiel sogar das Wort „kooperativ“. Nach eigener Aussage zögen sie, die Männer, eben präparierter und beispielsweise bewußt gut gekleidet in die Schlacht. Schon von vornherein wählten sie einen höflicheren, grundlos versöhnlichen Ton im Umgang mit den Objekten ihrer Begierde. Daß sie dadurch zu Karikaturen ihrer selbst, nicht als Mann, ganz allgemein als Mensch werden, scheint sie nicht im mindesten zu stören.



„Der wirkliche Ursprung der Magie der performativen Aussage liegt im Mysterium des 'Ministeriums', des Amtes, das heißt, in jener Delegation von Macht, aufgrund derer ein einzelner Akteur - König, Priester, Wortführer - ermächtigt ist, im Namen der dergestalt in ihm und durch ihn konstituierten Gruppe zu sprechen und zu handeln.“

Max Weber

"Alle waren ratlos, jeder hat jeden gefragt ..."

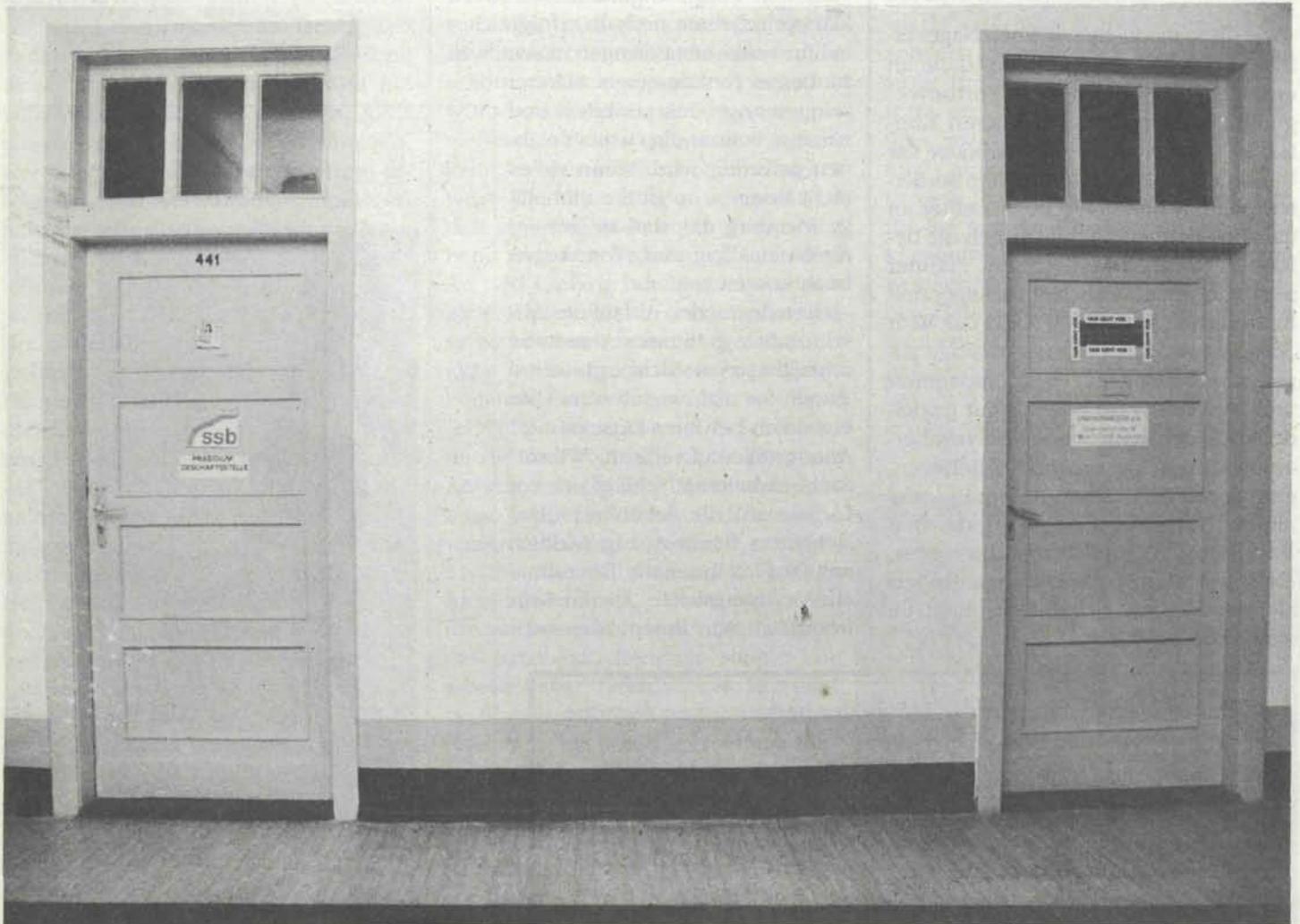
Ausländische Kommilitonen an der Humboldt-Universität

Der Alltag an der Uni ist permanentes Sprechen über den Alltag an der Uni - was für Deutsche normal ist, ist für Ausländer existentiell. Deutsche Wortketzen aus einem Gespräch ausländischer Studenten in einem Café der Humboldt-Universität: „PNDS, Prüfungsordnung, Formulare, Studienordnung, Aufenthaltserlaubnis, Nachreichen einer Bescheinigung, Meldestelle, Akademisches Auslandsamt. Warst du schon ... Hast du noch nicht ... Weißt du, wie ... Wann haben sie geöffnet ... Nachweis über ...?“

Im Dialog mit anderen Leidensgenossen gibt es wichtige Informationen aus erster Hand und - Wärme. Im Gespräch

mit Verwaltungsangestellten der Humboldt-Universität gilt eine Information erst dann als zuverlässig, wenn sie von anderen kompetenten Stellen bestätigt wird, bisweilen gibt es statt einer Auskunft - eisiges Schweigen. Paul aus Amsterdam erinnert sich an seinen ersten Besuch im Akademischen Auslandsamt. Die Dame, von der er sich alles erhoffte, saß hinter dem großen Schreibtisch, sah ihn an und „... sie hat einfach nichts gesagt, das habe ich noch nie erlebt, sie hat überhaupt nichts gesagt und mich nur angesehen. Ich habe gar nicht gewußt, wie ich meinen ersten Satz anfangen soll. Beim zweiten Mal war sie aber netter.“

Montag, 9.30 Uhr, im Tusma¹-Gebäude: Warten, Um-sich-Schauen, Lesen, Rauchen, einen Bekannten treffen, Quatschen, Warten. Abdul aus Casablanca fragt mich, weshalb ich abseits sitze, was ich notiere und was mich an der immer größer werdenden Schlange wartender, überwiegend ausländischer StudentInnen interessiere. Aus der halbgeöffneten Tür kommt Radiomusik, im Erdgeschoß wird endlich ein Kaffeeautomat aufgestellt. Abdul setzt sich neben mich und wartet auf den stündlichen Aufruf der Jobs; seine Losnummer hat er sich schon um 7.00 Uhr geholt. „Im Umgang mit Bürokratie ist es egal, ob ich Ausländer bin oder nicht. Ob die



Kommunikation gelingt oder nicht, ist einfach abhängig von den Menschen, die sich gegenüberstehen“.

Er hat keine Probleme mit der Bürokratie des studentischen Arbeitsvermittlungsvereins, das System ist einfach zu durchschauen. Je mehr Routine man hat, desto einfacher ist es, sich zurechtzufinden. Die Atmosphäre an der Tusma ist „studentisch, locker, man hat ein Solidaritätsgefühl“; bei anderen Dingen, z. B. Rückmeldung, muß man eben diszipliniert sein, Abdul geht „immer früh genug, ich will keinen Ärger“. Ein deutscher Student mischt sich ein: Er bezahlt schon zum dritten Mal die Nachgebühr für die verspätete Rückmeldung: „Ich bin immer froh, wenn ich mit Bürokratie nichts zu tun habe, bin dadurch vielleicht ein typischer Student. Ich gehe immer erst dann, wenn ich muß.“ Die Situation an der Tusma bezeichnet er als „häufig stressig“. Abdul schüttelt weise lächelnd den Kopf: „Wenn man alles ordnungsgemäß macht, dann sind die Leute hier auch kooperativ und - manchmal auch nett.“ Diszipliniert, höflich, zuvorkommend: Ist Abdul eine Ausnahme? Machen ihn diese Tugenden zum idealen Bürokratenpartner oder brauchen Bürokraten Untertanen? Welche Strategien gibt es im Umgang mit den Schreibtischmenschen? Abdul setzt auf Routine - sie macht ihn cool. Voraussetzungen für das Sich-Zurechtfinden im Bürokratiealltag sind gutes Auftreten, Zielorientiertheit, Konzentration, Disziplin, Einfühlungsvermögen, Diplomatie, Freundlichkeit, Nachsicht, Hartnäckigkeit. Es gibt vieles, was nicht möglich ist, aber: Es gibt nichts, was unmöglich ist.

Dienstag, 6. Dezember, Auslandsamt. Sechs Studenten haben sich auf die Öffnungszeiten verlassen und sind wieder einmal umsonst dagewesen - die Sprechstunde fällt aus. Da geschieht etwas Unerwartetes: Die Tür öffnet sich, und heraus kommt nicht der Nikolaus, sondern der Chef persönlich. Ich war schon öfter bei ihm, fasse mir ein Herz - frech kommt weiter - und spreche ihn an: Er hört mir gelangweilt, aber geduldig zu, neigt den Kopf, seine Körperhaltung ist locker. Ich bin etwas irritiert, ohne Schreibtisch wirkt er so fremd und nah. Ich bleibe ruhig, formuliere genau und - bekomme die Information, die ich haben will, er schlägt sogar in einem Buch nach - für mich! Plötzlich hört man Schritte näher kommen, und er verschwindet schnell wieder hinter der Tür.

Die enttäuschte Studentin notiert sich die morgige Sprechzeit, sie würde mir nicht glauben, daß ich ihn tatsächlich gesprochen habe, wo doch an der Tür steht, daß er heute gar nicht da ist. Ich bin sicher: Ohne eine sehr gute Beherrschung der deutschen Sprache und Mentalität wäre ich nicht zu ihm vorgedrungen; welch ein Glück, daß ich Deutsche bin.

Womit ich wieder beim Problem Ausländer an der HU bin. Wie kommt ein ausländischer Student hier zurecht? Kann er sich vertrauensvoll an das für ihn zuständige Amt wenden? Welche Erwartungen hat er? Wie geht die Verwaltung damit um? Karolina will wissen, ob ein Fachrichtungswechsel möglich ist, die Italienerin ist seit zwei Jahren an der Humboldt-Universität. Nach zwei Stunden Schlangestehen vor dem Akademischen Auslandsamt - „aber das kenne ich schon, das ist normal“ - betritt sie das Zimmer: „Wenn ich Sie sehe, weiß ich, daß es Probleme gibt“, bekommt sie zur Begrüßung zu hören. „Ich wollte doch nichts Unmögliches, einfach Information und vielleicht eine Chance - es gibt so viele unterschiedliche Regelungen; seit ich hier bin, haben sie die Studien- und Prüfungsordnung meines Faches ständig geändert. Alle waren ratlos, jeder hat jeden gefragt. Ich werde weiter fragen, fragen, fragen, es ist mir sch...egal. Es geht schließlich um meine Zukunft.“

„Wenn die schlecht gelaunt sind, können die Geschichten machen“, meint Maria, ihre Kommilitonin. „Meine Freundin Adriana aus Catania wollte von der FU zur HU wechseln. Jedesmal, wenn sie kam, haben sie ihr etwas Neues genannt, was noch in ihren Unterlagen fehlt. Nach einer Woche hatte sie endlich alles zusammen. ‚Wie kommen Sie überhaupt darauf, hierher zu kommen? Ihre Noten sind zu schlecht, um hier zu studieren.‘ Adriana fühlte sich erniedrigt. Sie hat nie mit ihrer Freundin Maria, die „mehr Glück hatte“, darüber gesprochen. Maria weiß nur durch Adrianas Freund, wie enttäuscht und verletzt sie war.“

„Jeder Schreibtischmensch hat so seinen Zuständigkeitsbereich, durch den er sich definiert“, meint Andrea, Studentin der Slavistik. Bei einem Studienaufenthalt in Moskau hat sie erlebt, daß in Rußland nichts über den Direktor bzw. die allgemeine Verwaltung, sondern alles über die Institute läuft.

„An den Instituten können die sowie-

so nicht beraten, die wissen nicht Bescheid“, beschreibt Karolina aus Rom hingegen die Situation an der Humboldt-Universität: „In der Schlange habe ich damals, als ich das erste Mal hier war, eine Frau aus England kennengelernt. Wir haben alles gemeinsam gemacht, polizeiliche Anmeldung, Nachweise ... Dann habe ich einer Frau aus Rußland geholfen, weil ich schon Bescheid gewußt habe.“

Andrea sieht es nüchtern: „Man muß eben als Student alle Instanzen durchmachen, damit man überhaupt was machen kann. An der Humboldt-Universität herrscht Zentralisierung. An bestimmten Instanzen führt kein Weg vorbei. Warum sitzt ein Humboldt-Beauftragter, obwohl er gar kein russisch kann, beim Auswahlgespräch für die Lomonossow-Universität dabei? Als Inkarnation des Bürokraten.“ Auf „Paragraphenstil und Registerwortsprache“ der jeweiligen „grauen Eminenz“ ist Andrea vorbereitet, sie weiß, daß es da die „Klingel am Knie“ gibt. „Drückt man sie, wird das, was der Gegenüber im Kopf hat, abgespult. Es ist immer wieder das gleiche System.“

Maria aus der französischen Schweiz hat schon eine Ausbildung zur Hotelfachfrau hinter sich und im Hotel gearbeitet. Sie „klingelt“ nicht Sturm, sondern leise und dezent: „Im Hotel ist es wichtig, ruhig zu sein und nett. Auch hier in der Uni ist gutes Auftreten wichtig, ich denke schon. Ich bin korrekt angezogen, nicht zu stark geschminkt. Ich mußte auch tausendmal zu Sprechstunden, so oft war niemand da. Am besten, man ist schon zwei Stunden vorher da, sonst steht man am Ende der Sprechzeit immer noch an. Du drückst die Daumen, daß die gut gelaunt sind. Dann kommst du rein, die tippen, die haben auch viele andere Beschäftigungen. Du bist freundlich, versuchst, in ein Gespräch zu kommen: ‚Guten Tag, wie geht es Ihnen?‘ Du mußt gucken, welche Laune sie haben, du willst ja was von ihnen. Man soll aber auch nicht, wie soll ich sagen, léche-cul, brown-nose sein - wie übersetzt man das - Arschkriecher? Ich glaube, ja. Freundlich, aber bestimmt.“ Wie im wirklichen Leben. „Ach, und bitte keinen Namen“, sagt sie. „Ich muß da noch öfter hin.“

Daniela Haslecker

¹Telefoniere Und Studenten Machen Alles: Studentische Arbeitsvermittlung, Berlin

Das Akademische Auslandsamt (AA)

in der Wahrnehmung seiner Klientel

Wie erleben Studierende aus dem Ausland den persönlichen Kontakt mit demjenigen Amt der Humboldt-Universität, das exklusiv für ihr Verwalteter werden zuständig ist?

Wir fragten Studierende, die soeben eines der betreffenden Büros des AA verlassen hatten, nach ihren Eindrücken.

Ivan² aus Lettland

Ist die Sachbearbeiterin in dem Büro, aus dem du gerade herauskommst, „nett“ gewesen?

Na ja, nett nicht gerade, sondern nervös.

Nervös? Warum?

Vielleicht hat sie schlecht geschlafen. Ich kenne diese Sachbearbeiterin schon länger. Sie macht immer einen aggressiven Eindruck. Du versuchst freundlich bzw. normal mit ihr zu reden, aber sie wirkt irgendwie nervös und unfreundlich. Da fühlt man sich natürlich nicht sonderlich wohl. In diesem Büro sitzt allerdings noch eine andere Sachbearbeiterin, mit der der Umgang angenehm ist, aber mit jener ist das eben nicht so - vielleicht hat sie keinen Mann?!

Als ich in das Büro eintreten wollte, kam sie gerade heraus und teilte mir mit, daß sie jetzt erst mal einen Kaffee trinken wolle. Sie ließ mich also warten, obwohl gerade Sprechzeit war. Als sie zurückkam, war sie verärgert, weil es am entsprechenden Automaten keine Kaffee gegeben hatte.

Bist du wegen irgendwelcher Angelegenheiten auch in anderen Büros gewesen, und wie ist dort das Klima?

Das BaföG-Amt kenne ich z.B. Dort

sind sie freundlich.

Kennst du eventuell andere Unis, könntest du die Bürokratien vergleichen?

Die FU kenne ich ein wenig. Die Bürokratie dort gibt sich lockerer und geht mit einem Lächeln an die Dinge heran. Hier an der HU geht es irgendwie ernster zu.

Athina aus Griechenland

Ist die Atmosphäre in dem Büro, aus dem du gerade kommst, freundlich gewesen?

Ja, durchaus. Das ist in anderen Büros nicht immer so, aber hier, doch, hier war man freundlich.

„Und hier: Ein Bittsteller kommt von der Straße herein und überreicht ein Papier, gebückt und mit kläglichem Lächeln. Der Meister nimmt es, berührt es leicht mit der Feder und übergibt es dem nächsten. Jener wirft es in die Masse von tausend anderen Papieren, aber es geht darin nicht unter. Mit Nummer und Datum versehen, läuft es unbeschadet durch zwanzig Hände, vermehrt sich, bringt ähnliche Papiere hervor. Ein dritter nimmt es und geht zum Schrank, schaut in ein Buch oder ein anderes Papier, sagt dem vierten einige magische Worte, und die Feder von jenem hebt an zu kritzeln. Wenn er ein Weilchen gekritzelt hat, übergibt er die Mutter mit einem Kind einem fünften. Nun kritzelt dessen Feder, und wieder wird eine Frucht geboren. Der fünfte putzt sie hübsch heraus und reicht sie weiter. Und so wandert das Papier und wandert und geht niemals verloren. Seine Erzeuger sterben, es selber aber lebt in alle Ewigkeit fort. Wenn es schon vom Staub der Jahrhunderte bedeckt ist, stöbert man es immer noch auf und zieht es zu Rate. Und jeden Tag, jede Stunde, heute und morgen und in alle Ewigkeit arbeitet die Maschine der Bürokratie, gleichmäßig, ununterbrochen, ohne auszuruhen, als seien da keine Menschen am Werk, sondern nur Räder und Federn ...“

Iwan Alexandrowitsch Gontscharow (1847)

Aha, wo ist es denn z.B. weniger freundlich?

An der TU. Die HU-Bürokratie ist viel umgänglicher; ich habe hier überhaupt keine Probleme.

Sinéad aus Irland

Du sagst, du habest dich in dem Büro, aus dem du gerade kommst, nicht gerade höflich behandelt gefühlt. Inwiefern?

Ich verstand etwas sprachlich nicht und fragte nach. Also wiederholte es die Sachbearbeiterin, aber nicht gerade in einem freundlichen Ton. Sie leierte es herunter wie ein sprechender Computer. Bei mir zu Hause, in dem Land, wo ich herkomme, wäre man zuvorkommender gewesen. Da ich Hemmungen hatte, noch weiter nachzufragen, bin ich jetzt in gewisser Weise ratloser als zuvor. Ich fragte, ob ich mich für das kommende Semester an der HUB immatrikulieren kann. Die Sachbearbeiterin bejahte, nannte mir als Einschreibefrist jedoch einen Termin, der bereits mitten im Semester liegt.

Mahamed aus Ägypten³

Du sprichst fast kein Deutsch, sagst du. Wie hast du dich mit der Sachbearbeiterin verständigt, spricht sie Englisch?

Nein, nur Deutsch. Auch die andere Sachbearbeiterin, die in dem Büro sitzt, kann kein Englisch, aber sie hat mir ein Info-Blatt in englischer Übersetzung gegeben.

Hast du denn trotzdem einigermaßen verstanden, worum es ging bzw. worauf es ankommt?

Ja, doch, das habe ich, zumal die Sachbearbeiterin sehr freundlich gewesen ist.

Camila aus Peru

Du hast dich gerade in dem Büro beraten lassen? Über welches Problem hast du mit der Sachbearbeiterin gesprochen?

Das Abitur meines Heimatlandes wird hier nicht anerkannt, darum muß ich vor dem Beginn des eigentlichen Studiums an einem zweisemestrigen fachspezifischen Studienkolleg teilnehmen. Vor vier Monaten habe ich mich für dieses Studienkolleg beworben. Auf der Empfangsbestätigung steht, daß (von jetzt ab) in zwei Monaten die Aufnahmeprüfung sei. Zu meiner Überraschung teilte man mir bei meiner Ankunft vor ein paar Tagen mit, daß die Prüfung gerade stattgefunden habe.

Wieso war dir denn dieser neue Prüfungstermin nicht bekannt? Bekamst du die Einladung nicht rechtzeitig?

Nein, eigentlich nicht. Bei der Bewerbung zu dem Studienkolleg vor vier Monaten gab ich als Korrespondenzadresse eine Berliner an, teilte jedoch dem Akademischen Auslandsamt mit, daß ich vorübergehend in mein Heimatland zurückkehre.

Nun rief mich ein Bekannter hier aus Berlin zu Hause (im Herkunftsland) an und sagte mir, daß ich eine Einladung zur Aufnahmeprüfung bekommen hätte. Ich war völlig überrascht: „Jetzt“? Ich wußte den Termin also nicht rechtzeitig. Ich reiste dann sogleich nach Deutschland.

Wäre es demnach eventuell günstiger gewesen, wenn die Universität die Vorladung zur Prüfung an beide Adressen übersandt hätte?

Ja. - Aber vielleicht war es auch meine Schuld. Ich werde es jedoch erneut versuchen. Ich fragte, ob ich ein Muster der Prüfung bekommen könne. Man antwortete, daß das nicht möglich sei und ich mich anderweitig auf die Prüfung vorbereiten müsse.

Wie fühltest du dich soeben in dem Büro?

Ich war etwas nervös.

Warum?

Nun ja - wegen der Sprache. Vor drei Tagen war ich in einem anderen Büro des Akademischen Auslandsamtes, bei einer anderen Sachbearbeiterin; bei ihr hatte ich keine Angst. Das Gespräch dauerte auch viel länger als das heutige.

Eigentlich wollte ich die Sachbearbeiterin, mit der ich heute zu tun hatte, noch etwas fragen. Ich fragte jedoch nicht. Der



anderen Sachbearbeiterin hätte ich die Frage hingegen gestellt.

Anweisung zur Ausweisung?

Eduardo Perez⁴ aus Ecuador war z.Zt. des Beitritts der neuen Bundesländer an der Humboldt-Universität (HUB) in Chemie immatrikuliert. Im Zuge einer Sonderregelung wurde er an die „neue“ HUB übernommen. Sein Status als Student bezieht sich ausschließlich auf die HUB. Dies hat die Konsequenz, daß keinerlei Fach- oder Uniwechsel möglich ist. Es wird praktisch keiner der von Eduardo erworbenen Ausbildungsnachweise anerkannt, weder der ecuadorianische Schulabschluß, noch das eine Semester der DDR-HUB, noch die DDR-Sprachprüfung.

Eduardo wollte 1990 an die Freie Universität (FU) wechseln. Sein Aufnahmegesuch wurde jedoch abschlägig beschieden. Eine Immatrikulation verstoße gegen das Hochschulgesetz, denn Eduardo - so gab man ihm an der FU zur Auskunft - sei lediglich Vertragsstudent gewesen; und gäbe es die Ausnahmeregelung nicht, wäre auch die Immatrikulation an der HUB rechtswidrig.

Eduardo beabsichtigte nun einen Fachwechsel innerhalb der HUB. Er bewarb sich für Soziologie. Mitte des neuen Semesters mußte er den Wechsel des Studienfaches rückgängig machen. Denn da

Eduardo lediglich eine „fachgebundene Aufenthaltsgenehmigung“ besaß, drohte ihm die Ausweisung aus Deutschland. Außerdem wäre ihm das Stipendium des DAAD⁵ entzogen worden. Letzteres war Eduardo bereit, in Kauf zu nehmen. Per Unterschrift verzichtete er auf seinen Stipendiumsanspruch. Das Hauptproblem der drohenden Ausweisung wegen des ungesetzlichen Fachwechsels bzw. Uniwechsels) blieb weiterhin bestehen. Einziger von bürokratischer Seite angebotener Ausweg wäre eine reguläre Neubewerbung (für ein beliebiges Fach an einer beliebigen Universität) mit PNDs⁶ oder Studienkolleg. Den damit verbundenen Zeitverlust lehnt Eduardo jedoch ab.

Da sich weder die Akademischen Auslandsämter von HUB und FU noch sonstige Abteilungen der beiden Universitäten für seinen Fall zuständig erklären, beabsichtigt er, sich an den Berliner Senat zu wenden, eventuell sogar vor Gericht zu ziehen.

¹ Neben der Verwaltung ausländischer Studierender ist das AA auch zuständig für deutsche Studierende, die einen Auslandsaufenthalt anstreben.

² Alle im Interview verwendeten Namen sind Pseudonyme.

³ Das Interview wurde auf englisch geführt.

⁴ Name und Studienfach bzw. Fächerkombination geändert.

⁵ Deutscher Akademischer Austauschdienst

⁶ Prüfung zum Nachweis der deutschen Sprachkenntnisse

Gnade, Gunst und Dankbarkeit

Bürokratie? Das ist gleich Herrschaft, logisch. - So weit, so unspektakulär ...

Irgendwie muffelt's im Warteraum. Etwa wegen der komisch-veralteten Polstersessel? Nein, es muß die Bürokratie sein, die riecht halt nach Moder und Fäulnis, weil sie sich nicht bewegt. Wir stellen uns den Staub auf endlos vielen Akten vor. Ein Gedanke: Liegen in Aktenschränken Motenkugeln? Die Antwort bleibt aus, weil die Handlung schneller ist und eh anders ausschaut. Zum Beispiel so: Die eigentlich ziemlich entspannten Gesichter junger StudentInnen verzerren sich beim Verlassen der Büros, weil sie sich fragen, ob sie die Bürokratie auch wirklich nach dem gefragt haben, was sie eigentlich wissen wollten. Oder vielmehr, ob sie da drinnen überhaupt jemand verstanden hat.

Vorhang auf: Wir sehen die Bühne des Akademischen Auslandsamtes. Frage der beiden Ethnologen: „Nochmal zu Deinem Zögern an der Tür. Warum hattest Du Angst?“ Die Interviewte, eine Studienbewerberin aus Peru: „Na ja, wegen der Sprache ... In Peru hätte ich keine Angst gehabt.“ Interessiert treten wir näher, aber wir sind nicht allein. Die Theorie der Bürokratie aus dem massigen Werk Max Webers „*Wirtschaft und Gesellschaft*“ (Tübingen 1922) stärkt uns das Rückgrat: „Vor allem bietet die Bürokratisierung das Optimum an Möglichkeit für die Durchführung des Prinzips der Arbeitszerlegung in der Verwaltung nach rein sachlichen Gesichtspunkten. (...) 'Sachliche Erledigung bedeutet in diesem Fall in erster Linie 'ohne Ansehen der Person' nach berechenbaren Regeln.“ Da haben wir's.

Erste Jammerrede. Bürokratie ist Routine, ist Hierarchie, macht Frust, und wir können ihr alle nicht entinnen. Vor allem ist sie unpersönlich, unsensibel und hört uns nicht zu (zustimmendes Nicken im Warteraum).

Ein Nebenschauplatz. Ein Ethnologe, wir nennen ihn mal Max Webère, will wissen, was im Auslandsamt wirklich verstanden wird, und hat sich dafür ein Script zurechtgelegt. In der Allgemeinen Studienberatung spricht er den naiven Wunsch aus, an der Humboldt-Uni studieren zu wollen. Da er sich aber als Franzose ausgibt und auch kein deutsches Abitur hat, wird er (er hatte sich's schon gedacht) nach Raum 2093 verwiesen. Dort, im Auslandsamt, trifft er auf die Peruanerin. Sie grüßen sich nicht, weil sie sich nicht kennen. Tatsächlich werden sie sich auch nie kennenlernen. R. 2093 ist nämlich für alle NichteuropäerInnen, alle DocheuropäerInnen wenden sich bitte an das Büro gegenüber. Na klar! Dort müssen sie sich in aller Regel auch nicht fragen lassen, ob sie die Aufenthaltserlaubnis haben. Ein drohender Unterton: „Wenn nicht, dann verweisen wir Sie nach...“ ist kaum zu überhören.

Webère muß noch warten und liest solange in *Wirtschaft und Gesellschaft* auf Seite 563 weiter: „Statt des durch persönliche Anteilnahme, Gunst, Gnade, Dankbarkeit bewegten Herrn der älteren Ordnung verlangt eben die moderne

Kultur ... den menschlich unbeteiligten, daher streng 'sachlichen' *Fachmann*. All dies bietet die bürokratische Struktur in günstiger Verbindung.“ Webère wird hereingebeten (und denkt sich: Na bitte. Die Jammerreden sind zwar ziemlich bescheuert, aber wahr - müssen nur noch bestätigt werden ...)

Im Büro sagt er seinen Spruch auf und bekommt von der Bürokratin bereitwillig eine Fülle von Informationen über das Hochschulsystem und seine Abschlüsse: Diplom, Staatsexamen und Magister. Es gebe nur einen Schönheitsfehler: Trotz der guten Aussprache brauche er einen schriftlichen Nachweis über seine Deutschkenntnisse. Die Frau unterschreibt und stempelt einen Brief an das Goetheinstitut, wo er sich einstufen lassen soll. Dann könne er die Prüfung hier an der Uni machen. Webère entsinnt sich seiner Lektüre, ungefähr Seite 125f.: „Es gilt das Prinzip der Aktenmäßigkeit der Verwaltung, auch da, wo mündliche Erörterung Regel oder geradezu Vorschrift ist.“

Zweite Jammerrede. Wir haben's doch gewußt. Seit siebzig Jahren ... Bedingung jeder Bürokratie ist ja, daß relevant nur das ist, was Aktenform hat, und daß jede Änderung der Relevanzbedingungen eine aktenförmige Entscheidung voraussetzt. (Beifall im Warteraum)

Ein Zwischenruf. Er kommt aus *Lettre International*, Nr. 24 (Frühjahr 1994). Ein Bielefelder Soziologe konstatiert dort die „Revolution der Organisation“ im Zuge einer Ablösung von „Bürokratie und Fließband durch ein offenes Netzwerk von Information, Kommunikation und Produktion“. Folglich wird alles anders, denn wer arbeitet, produziert nicht mehr, sondern kommuniziert. Und: „Man muß sich von der Vorstellung lösen, die Organisation sei untrennbar mit Hierarchie verbunden und die Bürokratie daher ihr unvermeidliches Schicksal!“ Webère ist verwirrt: Vielleicht ist Bürokratie gar nicht so böse ... die freundliche Beratung und so.

Zweiter Zwischenruf. Überraschend taucht jener Repräsentant „der älteren Ordnung“ auf und verteilt Flugblätter, die Webère noch mehr durcheinanderbringen. Der war doch gerade kein Bürokrat: „Jetzt reicht's!“ oder: „Auch wir sind die Verwaltung!“ oder: „Mehr Gunst, Gnade, Dankbarkeit für die Bürokratie!“ und „Mir stinkt's“ (Naserümpfen im Warteraum).

Webère betritt den Gang. Dort haben die beiden anderen Ethnologen gerade das Interview mit der Peruanerin beendet und sehen, wie sich Webères normalerweise ziemlich entspanntes Gesicht verzerrt, weil er sich fragt, ob er die Bürokratie auch nach dem gefragt hat, was er eigentlich wissen wollte. Oder vielmehr, ob er sein Forschungsfeld überhaupt jemals verstehen wird.

Stephan Heinen

„Die Studentenschaft verwaltet sich selbst“* - aber anders!

Studentische Bürokratie I

Studenten haben an einer Universität ihre eigenen Institutionen, das Gesetz schreibt ihnen vor, sich selbst zu verwalten. Es muß ebenso ein Studentenparlament geben wie Fachschaften, und die mitunter schwierigen Situationen im Studienalltag bringen Studenten immer wieder dazu, sich in Initiativen zu verbinden, um ein gemeinsames Problem zu lösen.

Was dem alles anhängt, ist eine eigene Verwaltung. Das Studentenparlament verfügt jährlich über ca. 600.000 DM an Studentengeldern, hat ein politisches Mitspracherecht an der Universität und soll die universitären Belange der Studenten unterstützen. Solche Dinge verlangen nach der Mitarbeit mehrerer Personen, deren Tätigkeit koordiniert werden muß, und Gelder verlangen nach einer bürokratischen Betreuung. Dahinter verbirgt sich ein System der Verwaltung, was zwar ähnlich der universitären Bürokratie aufgebaut ist, aber anders sein will. Einige Beobachtungen:

Offene Türen und viele Aktenordner

Wer die Räume des Studentenparlaments betritt, wird stets auf offene Türen stoßen. Allein der Raum des Finanzreferates ist immer fest verschlossen und war für einige Zeit mit einem auffordernden Zettel versehen, doch bitte anzuklopfen. Kommt man außerhalb der Sprechzeiten zu einer der verschiedenen Beratungen, wird man auch nicht unbedingt abgewiesen. Sind zu viele Studenten da, muß man nicht im Flur warten, sondern kann sich im Beratungs-

raum irgendwo hinsetzen, sogar auf die Schreibtische. Wer ein Anliegen hat, muß nicht vor dem Schreibtisch stehenbleiben, man darf sich neben, vor oder hinter den Studenten stellen, der berät oder weiterhilft. Daß auf beiden Seiten Studenten sind, ist wohl der Hauptgrund für die offene Atmosphäre, die sich trotz ähnlicher Raumgestaltung wesentlich freier entfaltet als beispielsweise in den Räumen der Studienberatung. Die, die hier sitzen, arbeiten oftmals ehrenamtlich. Zumindest ist keiner von ihnen angestellt, im Gegensatz zu den Angestellten der Studienabteilung, die Beratung und Verwaltung von Studentenunterlagen zum Beruf gewählt haben. Und wie die einen sicher sein können, daß täglich Studenten zu ihnen kommen (müssen), freuen sich die anderen über hilfesuchende Studenten, bedeuten sie doch auch eine Anerkennung der eigenen Arbeit.

Neben ihrer Beratungstätigkeit müssen sich diejenigen Studenten, die die Verwaltung der Studentenschaft übernom-

men haben, auch ganz alltäglicher Bürokratie widmen. Da sind einmal die Protokolle der Sitzungen, die abzuheften und zu ordnen sind, da ist die tägliche Post, die bearbeitet werden muß, da sind Formulare, die normale Universitätsangestellte auch auf den Tisch bekommen. Auch das Studentenparlament bestellt seine Büromaterialien über die Beschaffungsstelle der HUB. Was herauskommt, ist eine ähnliche bürokratische Struktur, wie sie auf allen anderen Verwaltungsebenen der Universität existiert. Einziger Unterschied: Sie ist längst nicht so aufgebläht und will alternativ daherkommen.

Das Dilemma zwischen eigenem Anspruch und vorgegebenen Strukturen

Das Berliner Hochschulgesetz schreibt Aussehen und Wirkung der universitä-



* Berliner Hochschulgesetz

ren Studentenparlamente genau vor. Es legt fest, wofür die Gelder ausgegeben werden müssen, verlangt die Einrichtung eines Ausschusses, schreibt gewisse Aktivitäten vor. Da sich Studenten aber auch in ihrer eigenen Verwaltung ausprobieren wollen, auch neue Formen entwickeln wollen, ergibt sich immer wieder ein Konflikt mit dem, was vorgeschrieben ist. Ein Konflikt, der meist negativ für das Neue ausgeht, hinterher aber in einen Erfolg auf dem Papier umgemünzt wird.

Zwei Beispiele: Als sich vor zwei Jahren das erste Studentenparlament der HUB konstituierte, beschloß man abweichend vom Gesetzesmodell, keinen Allgemeinen Studentenausschuß mit Vorsitzendem sondern einen Referentenrat ohne Vorsitzenden als Arbeitsgremium des Studentenparlaments zu schaffen. Der Gesetzgeber lief Sturm, konnte aber

lediglich erreichen, daß in offiziellen Schreiben der Referentenrat darauf aufmerksam machte, daß er dem AstA entspricht. Also ein Erfolg für eine neue Form? Mitnichten. Denn inzwischen hat sich der Referentenrat genau der AstA-Struktur angepaßt, es gibt lediglich keinen Vorsitzenden. Was entstanden ist, ist ein Mehraufwand an Bürokratie, denn die Koordination der einzelnen Referate erfordert wiederum Arbeit, die dokumentiert werden muß.

Studentische Mitglieder in den universitären Gremien versuchen, für Studenten einzutreten und in ihrem Sinne aktiv zu werden. Daß sie dabei schnell von der diesen Gremien einwohnenden Bürokratie erschlagen werden können, beweisen zahlreiche Beispiele aus den Protokollen des Akademischen Senats. Da werden Beschlußvorlagen der Studenten immer wieder aufgrund von Formfehlern zurückgewiesen, am Ende wird ein Arbeitsausschuß eingerichtet, der eine neue Vorlage erarbeiten soll. Und nach zermürbenden Sitzungen freut sich der Antragsteller, endlich einen formgerechten Antrag eingereicht

zu haben, der nun bearbeitet werden kann, aber nicht beschlossen wird. Solche Erfahrungen tragen nicht unbedingt zur Motivation bei, in diesen Gremien mitzuarbeiten, und sie lassen tatsächliche Niederlagen zu bürokratischen Erfolgen werden - denn die Vorlage entsprach ja allen Anforderungen, zumindest sie war erfolgreich.

Andererseits versucht man sich immer wieder, diesen Zwängen zu entziehen. Denn das, was Studenten an eigener Bürokratie entwerfen, ist oftmals auch Ausdruck einer Art Gegenbürokratie, die aber spiegelverkehrt - mit anderen Worten: dasselbe betreibt wie ihr großes Vorbild. In der Kollision beider geht viel an Ideen verloren, meist besteht die Lösung in einer Art Zwischenbürokratie, die beide Systeme kompatibel macht. Ein Beispiel dafür sind die Finanzverwalter des Studentenparlaments.

Das Unglück, über 600.000 DM entscheiden zu müssen

Die nach außen wohl wichtigste Aufgabe des Studentenparlaments ist die Ausgabe der Gelder, die von den Studenten erhält. Es ist gleichzeitig die unbequemste, denn wo steht, wer für was Geld erhalten darf? Und so werden Antragsteller meist zurückgewiesen, ihre Anträge verschwinden in einem einzigartigen System studentischer Bürokratie.

Zunächst hatte sich das Studentenparlament in die Obhut der Haushaltsabteilung der Universität begeben, um größere Sicherheit beim Verwalten der Gelder zu haben. Die antwortete mit bürokratischen Paukenschlägen. Man über-

gab dem Studentenparlament eine OKZ (Ordnungskennziffer), der Haushalt mußte in seinen Titeln dem universitären Haushalt angepaßt werden, zur Buchung und Auszahlung von Geldern waren extra Formulare auszufüllen. Und nun ertrinken die Finanzreferenten des Studentenparlaments in einer Flut von Zetteln, die sie selbst hervorgerufen haben. Denn wenn sich zwei Bürokratien zusammenschließen, vermehrt sich der Inhalt. Und nun wartet der antragstellende Student. Denn zunächst muß geprüft werden, ob sein Antrag berechtigt ist, dann muß der Antrag einer Reihe von Kriterien entsprechen („Drittmitteleinwerbung muß geprüft sein“), dann muß der Antrag in die bürokratische Enge eines Haushaltstitels gezwängt werden, am Ende schließlich kann man daran denken, die Gelder zu überweisen. Dazu bedarf es keines normalen Überweisungsauftrages, sondern zweier A4-Formulare, die in einer Ausführung an die Rechenstelle der Universität gehen. Dort wird eine zweite Bürokratie angeleiert, die irgendwann zur tatsächlichen Überweisung führt. Was eigentlich einer bewältigen kann, machen so min-

REFRAT DER HUB

Hinweise für das Stellen von Finanzanträgen an den RefRat
(Auszug aus der gültigen Geschäftsordnung)

§4a Finanzanträge

- (1) Wird von einem stimmberechtigten RefRat-Mitglied der Antrag auf Vertragung des Finanz- oder finanzwirksamen Antrages gestellt, so ist der Tagesordnungspunkt auf die nächstfolgende Sitzung zu vertragen. Eine nochmalige Vertragung ist nur mit einer Zweidrittelmehrheit der anwesenden Stimmberechtigten möglich.
- (2) Finanz- und finanzwirksame Anträge sind schriftlich und grundsätzlich vor Wirksamwerden der Mittel mit einer Kostengliederung einzureichen. Sie müssen zu Beginn der RefRat-Sitzung vorliegen.
- (3) Finanz- und finanzwirksame Anträge können nur nach vorheriger Absprache mit einem/einer ReferentIn oder dessen/ihrer StellvertreterIn eingebracht werden.
- (4) Finanz- und finanzwirksame Anträge müssen grundsätzlich folgende Bedingungen erfüllen:
 1. Die beantragten Mittel sollen vorwiegend für Belange eines oder mehrerer Studiensemester der Humboldt-Universität verwendet werden.
 2. Die Mittel sollten nur in Eigenschaft als Humboldt-StudentIn verwendet werden.
 3. Andere Möglichkeiten der Mittelbeschaffung sollen geprüft worden sein.
 4. Die Interessenslage der Studierendenschaft ist zu berücksichtigen.
 5. Möglichkeiten der Mittelrückführung sollten erörtert worden sein.
 6. Mittel sind unter Berücksichtigung einer umweltverträglichen Verwendung zu vergeben.
- (5) Bei der Antragstellung muß ein/e VertreterIn des Projekts, dem die Mittel zukommen sollen, anwesend sein.

§12 Änderungen

Änderungen und befristete Außerkraftsetzung eines oder mehrerer Paragraphen der Geschäftsordnung bedürfen der Zweidrittelmehrheit aller ReferentInnen bzw. deren gewählter StellvertreterInnen.

Bemerkung zu (1):
Die einzelnen Referate sind im Büro des RefRates (Erdgeschoss Hauptgebäude, Ostflügel, Eingang von der Clara-Zetkin-Str.) zu erreichen.
Aktuelle Sprechzeiten siehe Aushänge.
Durch diese Vorgehensweise ersparen wir Euch und uns viel Zeit und Ärger, da im Vorfeld die Möglichkeit eines solchen Finanzantrages abgeklärt und eventuell andere Finanzierungsquellen erschlossen werden können.

Gülker

REFRAT DER HUB

destens vier.

Was bleibt, ist die Angst, entscheiden zu müssen, und so wird erstmal alles vertagt. Mit dem Effekt, daß sich das Geld auf dem Konto auf wunderbare Weise vermehrt, denn ausgegeben für die verschiedenen Projekte wurde es nicht.

Die Sprache

„Auf der letzten VV haben viele Studis mit Transpis und Flugis auf ihre Problemis aufmerksam gemacht. Die Präsi war auch da und auf einer FRV wurde eine Ini zum Thema gegründet.“

Eingeweihte wissen, was gemeint ist. Ahnungslose stehen achselzuckend da vor.

Auch Sprache kann Auskunft geben über die bürokratischen Wucherungen, die eine Behörde betreibt. So wie die Humboldt-Universität ihren Abteilungen Nummern gegeben hat und jetzt der Ia beim IIc anfragt, ob nicht IIIa auch in den Verteiler aufgenommen werden könnte, so haben auch die studentischen Selbstverwalter eine Art Geheimsprache entwickelt. Dahinter verbirgt sich wohl keine neue Bürokratie, eher die Faulheit zum Sprechen. Der Effekt ist aber ähnlich dem des ausufernden Formu-

lar-Erfindens. Nicht-Eingeweihte bleiben außen vor. Und so wird derjenige Student, der auf einer Versammlung fragt, was denn FRV wäre (Fachschaftsraterversammlung), ziemlich schräg angeguckt und ist schon einen Schritt draußen.

Über Sprache kann man sich selbst abschotten. Und oft erscheinen die Sitzungen des Referentenrates wie ein kompliziert ausgeknobeltes Formular - man weiß oft nicht mehr, worum es geht. Keine gute Form der Arbeit für eine Institution, die auf ständigen Zulauf von außen angewiesen ist.

Jens Schley

Vom Opfer zum Täter - wenn Studenten beginnen, sich selbst zu verwalten

Studentische Bürokratie II

Im August 1992 war alles vorbei. Trotz einer erfolgreich abgeschlossenen Zwischenprüfung und des stolzen Besitzes von acht benoteten Leistungsnachweisen erhielt ich von der Humboldt-Universität als Antwort auf meine Rückmeldung meine Exmatrikulation. „Die von Ihnen gewählte Fächerkombination ist an der Humboldt-Universität zu Berlin nicht studierbar. Sie können sich bis zum 30.09.1992 über den Weg der freien Einschreibung in einen neuen Studiengang einschreiben. Für den jetzt gewählten Studiengang erhalten Sie keine Immatrikulation.“ Die Worte „keine Immatrikulation“ waren mit einem Textmarker fein säuberlich unterstrichen.

Aus, vorbei. Wahrscheinlich waren meine Leistungen nicht gut genug, wahrscheinlich hatte man sogar herausgefunden, daß ich zwei der Vorlesungen, die auf meinen Studienbuchseiten auftauchten, nur äußerst mangelhaft aufgesucht und ein Seminar, an dessen Thema ich mich

nicht mehr erinnern konnte, mit einem neuen Namen versehen hatte.

Trotzdem. Gewißheit mußte sein. Ich begab mich zu den Verwaltern studentischen Wohlergehens: Das Studentensekretariat sollte mir Auskunft geben über die Gründe meines Scheiterns.

Der Grund war ein neues Computersystem und die Umbenennung eines Instituts. Auf meiner Rückmeldung hatte ich geschrieben, ich studiere Geschichte und Ethnographie. Die Ethnographie

hatte sich aber inzwischen zur Europäischen Ethnologie gewandelt, und nur von dieser wollte der neue Computer etwas wissen. Und da das Vertrauen des Menschen in die Technik grenzenlos ist, stellte sich der Verwalter meines Buchstabens stur:

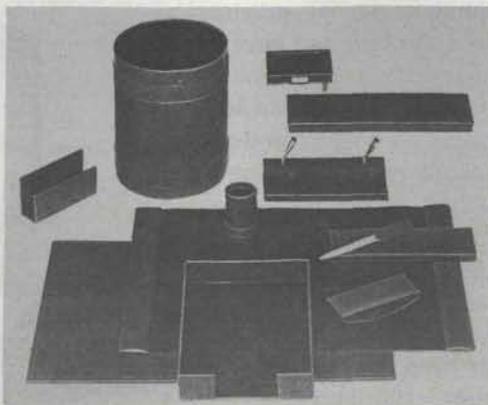
„Hier in meinem Computer gibt es keine Ethnographie, also können Sie das auch nicht studieren!“

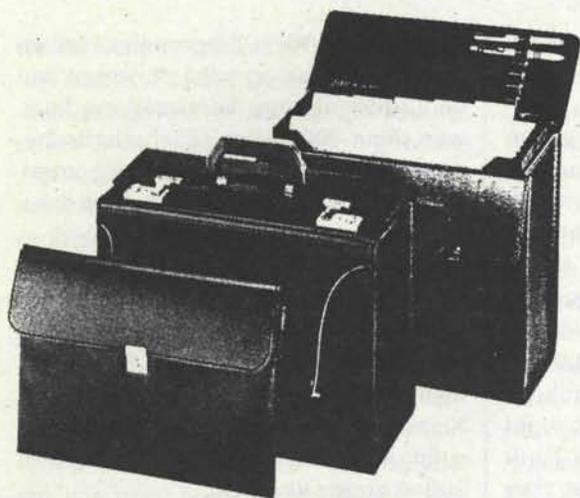
„Aber es heißt inzwischen nur anders. Das ist jetzt die Europäische Ethnologie. Ich studiere genau dasselbe, deswegen können Sie mich doch nicht exmatrikulieren!“

„Ethnographie gibt es nicht, aus!“

„Aber ich kann Ihnen sogar sagen, wo das Haus, in denen sich die Ethnographie oder Europäische Ethnologie befindet, ist. Seit 1990 fahre ich da hin, in die Friedenstraße. Die gibt es noch. Und außerdem ist doch das alles ein und dasselbe. Ethnographie kommt aus dem Russischen und heißt genau dasselbe wie Ethnologie ...“

„Ob das Russisch oder sonstwas ist, ist





mir egal. Es steht jedenfalls nicht in meinem Computer, und außerdem kann ich hier gar nichts entscheiden. Sie können sich doch einen Imma-Antrag nehmen und neu einschreiben. Ich kann Ihnen einen geben.“

Was folgte, lernte ich später als Durchsetzungsstrategie kennen. Ich setzte mich auf einen Stuhl, guckte furchtbar streng und sprach ebenso: „Ich will Ihren Chef sprechen.“ In den Minuten, in denen der Verwaltungsbeamte seinen Chef holte, malte ich mir aus, wie man Bürokraten quälen konnte. Ich entwarf im Kopf Formulare, die nicht auszufüllen waren, stellte mir Fluten von Rückmeldungen vor, in denen hilflose Beamte ertranken, und einen Computer, der ständig schrie: „Das kann ich nicht! Das kann ich nicht!“ Bürokraten, das stand fest, waren hassenswerte Menschen.

Der Chef klärte das Problem. Ich war schuld. Denn hätte ich auf meinen Rückmeldeantrag bereits das richtige Wort geschrieben, wäre alles nicht passiert. Nun werde man ein Auge zudrücken, und ich dürfe zunächst weiterstudieren.

Das tue ich heute noch dank der Entscheidung, der universitären Bürokratie eine eigene entgegenzusetzen, die der ersteren immer überlegen ist.

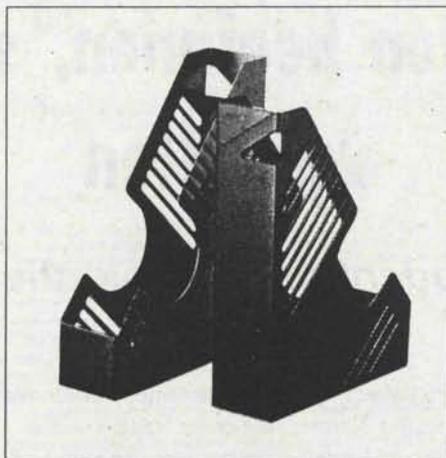
Zunächst hörte ich mich bei Freunden und Bekannten, die sich ebenfalls im Zustand des Student-Seins befanden, nach ihren eigenen Verwaltungsmethoden um. Die meisten hatten ihren Verwaltungsaufwand auf zwei Pappdeckel oder einen Schuhkarton reduziert, in die sie alles verbannten, was ihnen verbannenswert erschien. Dann gab es solche, die sich im Zustand des kreativen Chaos befanden und bei Entscheidungsfragen den Entscheidungsträgern verschiedene Möglichkeiten anboten: „Ich habe Ihnen heute diesen Sta-

pel Zettel mitgebracht, schauen Sie doch mal, ob was für Sie dabei ist!“

Wiederum andere hatten sich jeglicher Form der Verwaltung entledigt und waren auf die Mithilfe von Freunden angewiesen, die für sie die notwendigen bürokratischen Hemmnisse beseitigten, die sie beim Student-Sein störten. Da es sich bei ihnen fast ausnahmslos um Studenten zweistelliger Semesterzahlen handelte, vermutete ich hier eine der edelsten Formen der Bürokratie. Nämlich eine solche, die auf einer hohen Stufe in eine neue Qualität übergeht, genau wie das Chaos ja nichts anderes als eine extrem hohe Form der Ordnung ist.

Einige aber hatten sich den irdischen Anforderungen der Bürokratie gestellt und höchst interessante Verwaltungssysteme entwickelt. Das reichte vom kombinierten Aktenordner-Schnellhefter-System, chronologisch und thematisch geordnet, über ein Online-Abfragesystem per Katalog-Karteikarten (die Karteikarte verrät, wo sich was befindet) bis hin zur multimedialen Computerdatenbank, die parallel zum Aktenordner alle Studiendaten enthält, miteinander verknüpft und über verschiedene Abfragesysteme erschließt. Ergänzt wurde das ganze mit verschiedenen Kalendersystemen, vom geblähten Filofax bis zum einfachen Ökokalender.

Einer hatte seinen Schreibtisch mit einem Aktenordnerkarussell versehen, ein anderer hatte das Startprogramm seines Computers so pro-

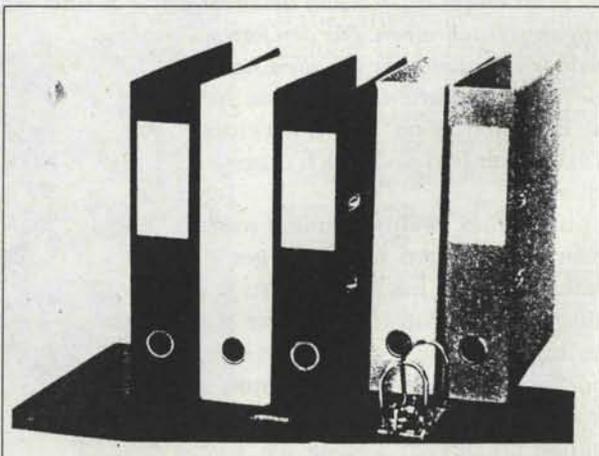


grammiert, daß er bei dessen Start immer aktuell darüber informiert wurde, welche Lehrveranstaltung er gerade verpaßte, und ein dritter, dessen Mutter eine Arztpraxis besaß, hatte in seiner Wohnung einen ganzen Schrank mit Hänge-registaturen stehen, in denen er einzeln seine Leistungsnachweise hängend aufbewahrte.

Da ich zwar über Computer, Aktenordner und Sparkassen-Werbegeschenk-Kalender, aber nicht über Hänge-registaturen verfügte, entschloß ich mich zu einer Synthese aus den ersten drei.

Zunächst bekam mein Computer eine Datenbank, die alle Lehrveranstaltungen, die ich je besuchte, enthielt. Eine zweite Datenbank enthielt Informationen über Mitschriften und wo sich diese befanden. Ein formidables System. Ich konnte zum Beispiel nun meinen Computer fragen, ob ich jemals eine Vorlesung zur Einführung in die Volkskunde gehört habe. Mein Computer bejahte dies. Über einen komplizierten Verknüpfungsbefehl konnte ich nun *Mitschrift?* eingeben. Diesmal verneinte mein Computer die Anfrage, und ich konnte nun sicher sein, zwar etwas Einführendes über die Volkskunde gehört zu haben, nirgendwo aber etwas schriftliches darüber zu besitzen. Zwei Tastendrucke, und man weiß Bescheid über sein Wissen. Großartig.

In einem zweiten Schritt schaffte ich mir 18 Aktenordner und 12 Sammelordner an. Diese bildeten den Rohbau einer sich nun langsam vollendenden Architektur von schwarzglänzenden Säulen mit kleinen runden Fenstern, in denen ich genau aufgeschlüsselt nach Semestern, Fächern und Themen mein gesamtes Studienwissen einbunkerte. Ein Aktenordner mit rotem Rücken bekam die besondere Ehre, die Studienbuchseiten und Leistungsnachweise in



sich zu tragen. Damit der Staub nicht an ihnen nage, waren sie fürsorglich in Klarsichthüllen eingelegt.

Als ich übrigens zum erstenmal all die schwarzen Akten- und Sammelordner in meinem Regal aufstellte, merkte ich, wie aufregend Bürokratie sein kann. Der matte schwarze Glanz des Einbandes und das silbrige Glitzern des Griffloches hatten etwas zutiefst anziehendes, erregendes. Es war ähnlich dem Gefühl, wenn mir in der U-Bahn eine schwarze Lederhose gegenüber sitzt. Ich begriff, wie schnell Bürokraten zu Fetischisten werden können ...

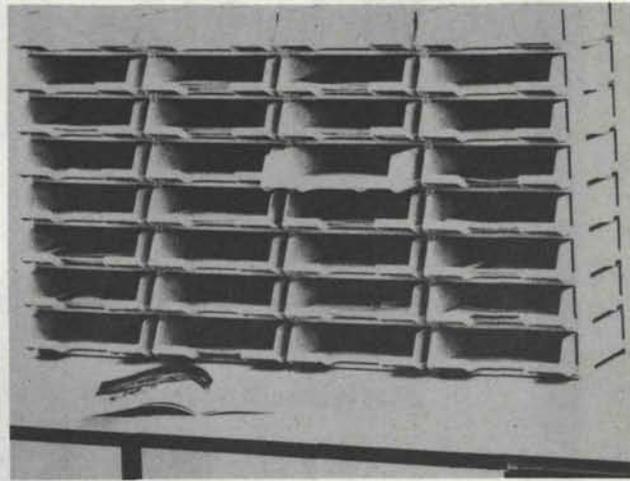
Nun, in einem dritten und letzten Schritt, ging es um eine Verknüpfung der einzelnen Verwaltungseinheiten. Zunächst bekamen alle Aktenordner eine Nummer und eine Registratur, d.h. eine Art Buchstabenansammlung, die nur mein Computer verstehen konnte. Dann paginierte ich alle eingelebten Blätter, legte zu jeder thematischen Gruppe von Aktenordnern ein Findbuch in Form von Karteikarten an, deren Eintragung ich gleichzeitig in einer dritten Datenbank festhielt. Um ständig einen genauen Überblick zu haben, welche Scheine und Lehrveranstaltungen noch zu beschaffen bzw. zu besuchen waren, erhielt mein Computer eine vierte Datenbank, die mich ständig unaufgefordert darüber informierte, was noch zu tun sei. Mein Kalender erhielt eine externe Bereicherung in Form eines A1-Jahresplaners, auf dem ich mit verschiedenen Farben und Symbolen festhielt, bis wann ich welche Belegarbeit schreiben will, wann Prüfungen zu machen sind und wann meine Freunde Geburtstag haben. Als Höhepunkt und Abschluß kaufte ich mir ein Briefeingangs- und ausgangsbuch, in denen ich genau vermerken konnte, wann ich von wem welchen Brief bekam.

Und wenn ich nun abends nach Hause komme, kann ich mich an meinen Schreibtisch setzen, die Post begutachten, den Briefen eine Eingangsnummer geben, sie in das Buch eintragen, durchlesen, überlegen, welchen thematischen, chronologischen oder sachlichen Zusam-

menhängen sie zuzuordnen sind, den Inhalt in einer der vier Datenbanken registrieren, sie paginieren, mit einer Nummer versehen und nach erfolgter Lochung zwischen zwei Aktendeckeln verschwinden lassen. Ich weiß jederzeit genau, wo sie sind, ihr Aufbewahrungsort ist an drei verschiedenen Stellen vermerkt, und über ihren Inhalt kann mir mein Computer bestens Auskunft geben. Ein großartiges System, wo jeder Vorgang seinen Platz hat.

Sachen, die nicht zuzuordnen sind, haben allerdings darin nichts zu suchen. Völlig daneben sind zum Beispiel Briefe, die nichts mit dem Studium zu tun haben. Zum Beispiel Postkarten, die mir Freunde aus dem Urlaub schicken. Die bewahre ich in einem Schuhkarton auf, ich kann ihnen keine Registratur geben, im Posteingangsbuch werden sie nicht vermerkt. Denn wenn sie dort eine Nummer bekämen, würde mich die Datenbank, welche auf diese Nummer angewiesen ist, auch nach der Buchstabenansammlung fragen, die für den Computer den Ort der Aufbewahrung erschließt. Da ich aber eine solche nicht vergeben kann, denn es läßt sich aus Zuordnungsgründen kein Ort der Aufbewahrung finden, kann ich sie nirgendwo aufbewahren. Postkarten und Privatbriefe behindern meine Ordnung, ja sie gefährden sie sogar.

Denn seit ich beschlossen habe, mir eine eigene Bürokratie aufzubauen, muß ich dieser viel Zeit widmen. Da bleibt keine Zeit mehr für irgendwelche Grüße oder lange Briefe. Auch kann ich abends nicht mehr jeden Tag irgendwohin gehen, es ist jetzt immer etwas am heimischen Schreibtisch zu tun. Denn von Zeit zu Zeit muß auch meine Bürokratie reformiert werden. Der Fortgang des Studiums öffnet neue thematische Zusammenhänge, was neue Ordnungen erfordert. Auch erwies sich ein Ak-

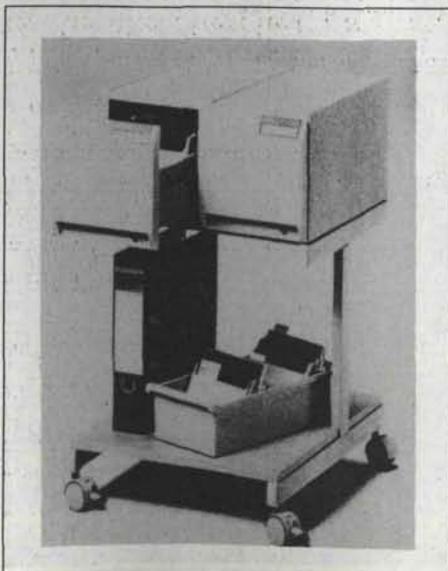


tenordner für sämtliche administrative Studienangelegenheiten als zu wenig, vor einem Jahr habe ich die Trennung von Finanzen, Rückmeldung und Leistungsnachweisen beschlossen. Eine umfangreiche Reform, denn sie erforderte die Anschaffung zweier neuer Aktenordner, die Eröffnung einer neuen Datenbank und eine völlige Neuordnung der Registraturnummern, da nun aus einer Gruppe drei neue Gruppen hervorgegangen waren. Nach zwei Wochen intensiver Registrierung war diese bisher größte Reform abgeschlossen, ein Beweis der Überlebensfähigkeit meines ausgereiften Systems.

Trotz dieses großartigen Systems, welches sich als bisher unschlagbar erwiesen hat, versucht die Gegenseite, mit immer neuen Methoden meine Bürokratie auszuhebeln. Letzter Versuch: die Vereinigung zweier Rückmeldungsanträge in einem Schreiben. Ein Problem, welches ich bis heute noch nicht lösen konnte. Denn wenn ein Verwaltungsvorgang erstmal registriert, paginiert, numeriert und gelocht wurde, bleibt er auf Jahre verschwunden. Was also anfangen mit einem Schreiben, welches exakt ein halbes Jahr nach Erhalt bearbeitet und abgegeben werden muß. Ich habe diesen Antrag zunächst zu der Gruppe „Noch zu Bearbeitendes“ gelegt, die Buchstabenansammlung, die mir den Ort der Aufbewahrung dieser Gruppe erschließt, habe ich aber vergessen. Und mein Computer behauptet nun, wenn ich ihn nach meinem Rückmeldungsantrag frage, daß er diesen nicht kenne. Noch glaube ich aber, daß ich einen solchen Antrag besitze. Wenn nicht, wird es mir wohl wie allen anderen Studenten ergehen, die keinen Rückmeldungsantrag abgeben können.

Sie werden exmatrikuliert.

Jens Schley



Wir berichten darüber!

**Zum Mitberichten kommt
doch mal vorbei.**

**Öffentliche Redaktionssitzung
immer Montag 18.00 Uhr,
Hauptgebäude Raum 3022**

